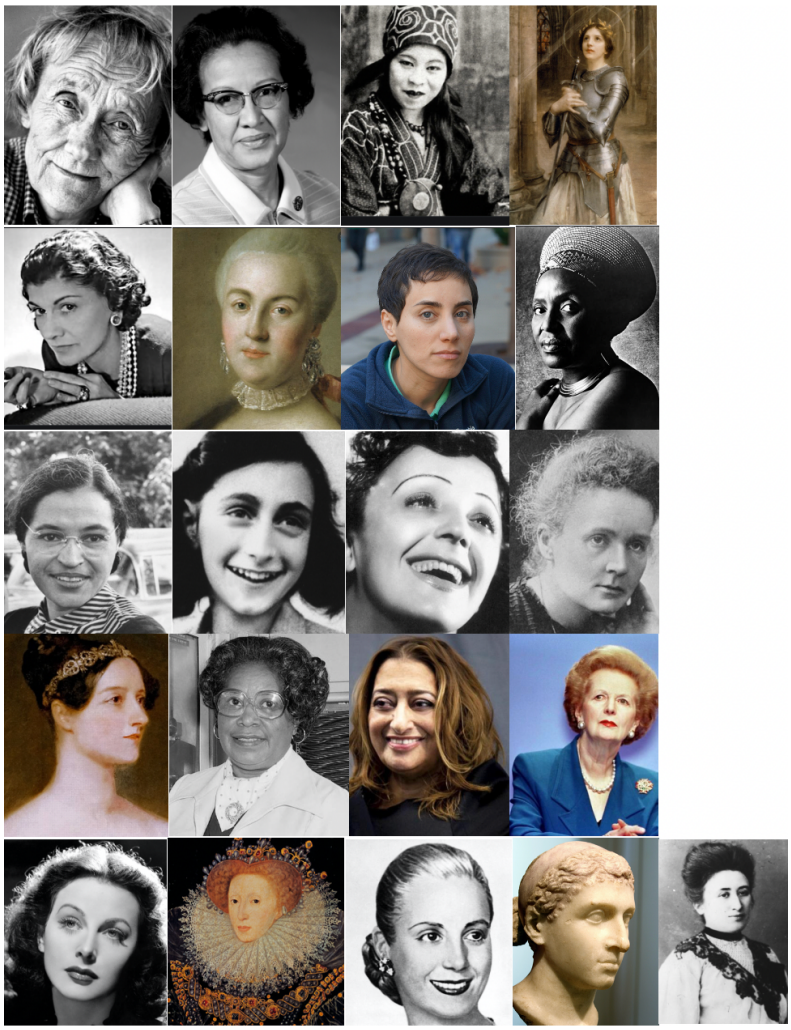
Sternstunden vergessener Frauen

21 Erzählungen

nach einer Idee von Stefan Zweig



Kantonschule Uetikon am See
Semesterprojekt der Klasse 5b / Ber
Frühlingssemester 2021

Inhalt

Per Åkesson – Geborgenheit und Freiheit 5
Marie Alich – Die Frau, die den Weg zum Mond berechnete 11
Arwin Baur – Das Ende einer blutigen Karriere 19
Vincenz Derungs – Befreiung von Orléans 28
Patrick Eugster – Idyllisches Leben auf dem Hof Royallieu 31
Sonja Füglisgter – Der Stern des Ostens 35
Hannah Gerster – Zufälle 41
Moritz Hersche – Ins Exil verbannt 47
Lucio Ineichen – Genug 53
Halisa Jusmani – Das Leben endet, die Liebe nicht. 57
Simeon Kind – Ein schreckliches Leben 63
Tobias Kneller Entdeckerin der Radioaktivität 67
Jannis Leitner – 1843: Die Geburtsstunde des Computers 71
Martin Maligec – The Hidden Figure 77
Tim Maurer – Feierabend 81
Dennis Pfister – Der eiserne Krieg 81
Lorenz Rickli – Der Weg ins Leben 93
Miranda Spahn – Elisabeth I. (eine Armada von Gedanken) 100
Enea Steinbrecher – Den Wert im Rückblick erkennen 105
Alexander Tregan – Bedauern und Schuld 109
Pablo Wenzel – Tramfahrt durch Warschau und Berlin 113
Jürg Berthold – Nachwort 119

6

Geborgenheit und Freiheit

Per Åkesson

Astrid Lindgren (1907-2002) wächst als Tochter eines Pfarrhofpächters und seiner Frau im südschwedischen Småland auf. Ihre Kindheit beschreibt sie als Bullerbü-idyllisch und geprägt von der Liebe der Eltern und drei Geschwistern. Nach dem Realexamen tritt sie ein Volontariat bei der örtlichen Zeitung in Vimmerby an. Mit nur 19 Jahren ist sie mit dem Kind des deutlich älteren Chefredaktors Blomberg schwanger und bringt es heimlich in Dänemark auf die Welt, wo es zunächst bei einer Pflegemutter aufwächst. Einen Heiratsantrag lehnt sie ab. Sie zählt zu den erfolgreichsten Kinderbuchautorinnen der Welt.

Östermalm

Feiner Regen prasselte leise an das Fenster des einfachen Stockholmer Zimmers, das sie zu Untermiete bewohnte. Der Regen wusch die letzten Schneereste von der Strasse und dem Fensterbrett. Sanft kuschelte er sich an sie und schlief vor lauter Erschöpfung nach dem langen Tag ein. Friedlich sah er aus. Die Bäckchen glänzten noch nach den Erlebnissen des Tages. Wie hatte es das Schicksal nur zulassen können, dass ihre Jugendjahre so schwierig verlaufen mussten, nachdem sie als Kind in Småland der festen Überzeugung gewesen war, die ganze Welt liege ihr zu Füssen und nichts, aber auch gar nichts, könne sie umhauen? Barfuss waren sie im Sommer über die grünsten Wiesen dieser Erde gerannt, während das Blau des Himmels über den roten Holzhäusern vor lauter Schönheit fast in den Augen weh tat. Stark war sie samt allen Kindern auf dem Hof in Näs gewesen. Sie hatten gespielt und gespielt, Wörter erfunden, Geschichten erfunden, Lieder gesungen und weitergespielt. Im Stillen hoffte sie, dass ihre Kraft reichen möge und dass all die Erlebnisse und Erfahrungen der letzten drei Jahre eines Tages Sinn machen würden. Vielleicht könnte sie sich dann ihr Herz in einer ihrer Geschichten freischreiben. Im Moment aber war sie viel zu beschäftigt und viel zu müde. Durch den Regenschleier fiel das Licht der Strassenlaterne ins Zimmer und schien auf ihr Bett sowie ein zweites kleines Bett mit blauer Bettwäsche, einem Tisch und zwei Stühlen aus dunklem Holz. Die Tapete mit Blumenranken war etwas schmuddelig und hatte sich hier und dort von der Wand gelöst. Das Fenster schloss nicht ganz, so dass der leichte Windzug

spürbar war, der die angegraute Gardine bewegte. Am Haken hing ihr Mantel, den sie von Reinhold vor etwas mehr als drei Jahren geschenkt bekommen hatte. Alles in allem kein berauschender Anblick. Und doch war hier gerade dieser Hoffnungsschimmer.

Vimmerby

Mit achtzehn Jahren hatte sie sich Hals über Kopf verliebt. Das war ihr zuvor mit den gleichaltrigen Jungen in Vimmerby nie passiert. Aber was für eine Schande, als unverheiratete Frau schwanger zu werden und ihre Familie im Dorf in ein solches Dilemma zu stürzen! Und ja, Reinhold Blomberg hatte sich durchaus anständig verhalten, als er versprach, sie zu heiraten und sich um ihr Kind zu kümmern, aber zunächst musste er sich schützen, um nicht wegen Unzucht und Hurerei ins Gefängnis zu gehen. Außerdem war er in eine hässliche Scheidung verwickelt und hatte bereits sieben Kinder. Natürlich hatte sie Vimmerby verlassen müssen, damit Ruhe einkehren konnte, und es war ja auch ihre Idee gewesen, Reinhold zu schützen, indem sie Lars ohne Namensangabe eines Vaters in Kopenhagen auf die Welt brachte.

Kopenhagen

Was für ein angsteinflössender und doch wunderbarer Moment, als sie das Baby im Arm hielt. Und welch grosses Glück, dass sie Marie gefunden hatte, die sich so liebevoll um Lars gekümmert hatte. Ohne Marie wäre sie vollends allein in ihrer Not gewesen. Jede Krone hatte sie zusammengespart, um alle paar Monate von Stockholm 600 km mit dem Zug nach Kopenhagen zu reisen und Lars zu sehen. Wie sehr hatte sie gehofft, ihn so bald wie möglich zu sich nehmen zu können, doch es dauerte und dauerte und mit jedem Monat hatten Marie und Lars eine engere Bindung und sie war die stille Beobachterin der Szenerie in Kopenhagen, wenn sie gemeinsam in Maries Garten umhergingen, Beeren pflückten oder Laub zusammensammelten. Auf dem Hof in Näs waren die Eltern noch lange nicht so weit, Lars nicht als Schande zu verstehen, sondern das Enkelkind willkommen zu heissen. Dann spitzte sich das Drama vollends zu, als sie Reinholds Heiratsantrag ablehnte, da sie ihn einfach nicht genug liebte und sich nicht vorstellen konnte, Mutter seiner sieben Kinder zu werden, die teilweise so alt waren wie sie selbst. Es machte doch keinen Sinn, einen Mann nur zu heiraten, damit alles seine Ordnung hatte! In dem Punkt hatte ihre Mutter trotz der Verleugnung des eigenen Enkels völlig recht. Und dann kam der Moment, als sie im Dezember, in dem Lars drei Jahre alt wurde, den Brief aus Dänemark von Marie erhielt. Noch immer konnte sie fühlen, wie es sie zerrissen hatte, als sie von der mütterlichen Freundin las, dass sie schwer krank war und sich nicht länger um Lars kümmern

konnte. Es war unweigerlich der sowohl ersehnte als auch schreckliche Augenblick gekommen, Lars endlich zu sich nach Stockholm zu holen.

Stockholm

Lars war mittlerweile etwas mehr als drei Jahre alt, sprach Dänisch statt Schwedisch und betrachtete Marie als seine „mor". Als er auf der Zugfahrt nach Stockholm begriff, dass er nicht mehr zu ihr zurückkehren würde, war er verzweifelt und weinte leise. Ganz leise. Ein Wimmern nur. Ihr Herz brannte und sie hätte am liebsten laut geschrien. Nein, nicht aus Eifersucht, weil er nicht sie als seine Mutter ansah, sondern weil kein Kind der Welt so weinen sollte! Auf dem abendlichen Fussweg vom Stockholmer Zentralbahnhof nach Östermalm trugen ihn seine kleinen Füsse kaum noch und dennoch verweigerte er ihre Hand und Nähe. In Östermalm angekommen, betrachtete er wortlos das neue karge Zuhause. Störrisch kaute er an einer Brotkante, aber verweigerte hartnäckig Käse und Schinken aus Näs. Zutiefst verzweifelt sah er aus, wie er zunächst mit leerem Blick auf dem Kinderbettchen sass und sich dann voller Wut rückwärts darauf warf, um an die Zimmerdecke zu starren. In der Folge verging kein Tag, an dem Lars seiner Mutter nicht sagte, dass sie nicht seine Mutter sei, Schwedisch sich falsch anhöre und er zurück wolle nach Kopenhagen. Sie versuchte es mit Fröhlichkeit, mit Witz, mit Strenge und mit kleinen Neckereien und Leckereien und immer wieder mit ihren unzähligen Geschichten. Wenn sie morgens ins Büro ging, passte die Vermieterin des Zimmers freundlicherweise auf Lars auf. Kam sie aus dem Büro zurück, ging sie mit ihm in den Stadtpark, um Tiere zu suchen oder die Schaukel auszuprobieren, doch seine Augen blieben leer. Als sie schon fast verzweifelt war und aufgegeben hatte, kam ihr eine Idee. Kurz zuvor hatte sie ihr Gehalt bekommen und sie beschloss, mit Lars einen ordentlichen Ausflug zu machen. An einen Ort, den sie sich eigentlich gar nicht leisten konnte.

Gröna Lund

Sie lebten ein einfaches bis ärmliches Leben mit ihrem kleinen Sekretärinnengehalt und waren dankbar für die Essenskörbe aus Näs, die die Familie schickte und sie so am Leben hielt. Nun aber standen sie vor einem riesigen, geöffneten schmiedeeisernen Tor, über dem „Gröna Lund" geschrieben stand. Einer der ältesten Vergnügungsparks der Welt lag an diesem sonnigen Frühlingstag vor ihnen. Sie hoffte mit jeder Faser ihres Körpers, dass der Zauber des Parks auch Lars vergnügen würde. Staunend schaute er nach oben und machte einen vorsichtigen Schritt nach vorn. Hier und da lagen noch Schneereste auf dem Trottoir. Ein Mann, der als

Hund auf zwei Beinen verkleidet war, machte eine einladende Bewegung und wackelte mit dem Hinterteil, als würde er sich freuen. Musik ertönte und eine Blaskapelle marschierte in tadellosen Uniformen mit goldenen Knöpfen an ihnen vorbei. Überhaupt sah alles so edel aus. Die Damen trugen lange Röcke und hohe Stiefel, hatten sich die Haare kunstvoll hochgesteckt oder aber wie bei Herren frech kurz geschnitten. Die Herren hatten sich im Anzug auf den Weg ins Vergnügen gemacht, und auch die Kinder sahen alle herausgeputzt aus. Bei einigen waren sogar die Schuhe noch nicht mal voller Staub, sondern blitzten im Sonnenlicht. Eine alte Dame führte einen Dackel an der Leine und lachte Lars fröhlich zu. Der Hund auf zwei Beinen wiederum winkte dem Dackel zu, der kurz bellte, um sich dann empört wegzudrehen. Lars stand noch immer mit offenem Mund unter dem Torbogen. Er schaute sie an und streckte langsam und hilfesuchend seine Hand nach ihrer aus. Langsam gingen sie die Strasse hinunter, die den Park in zwei Teile teilte. Auf der rechten Seite drehte sich etwas im Kreis, und die Kinder darauf strahlten um die Wette. Da war das Mädchen mit dem blauen Mantel auf dem Feuerwehrauto, ein kleiner Junge mit Cowboyhut auf einem Hasen, Zwillingsmädchen sassen auf einem braunen und einem weissen Pferd und ein älterer Junge hockte lässig in einer Teetasse, die sich auch noch um sich selbst drehte. Lars traute seinen Augen kaum, als das Karussell anhielt und eine laute Männerstimme dazu aufforderte, einzusteigen und mitzufahren. Während die meisten anderen wartenden Kinder auf das Karussell stürzten, zögerte Lars etwas und staunte einen Moment später, als ihn der Mann mit der lauten Stimme in eine Lokomotive hob. Musik ertönte und das Karussell drehte sich langsam im Kreis. Mit jeder Runde, die Lars an ihr vorbeizog, freute sie sich mehr. Immer freier schien er und interessierte sich offensichtlich für die anderen Tiere, Gefährte und deren Kinder, die sie für einen kurzen Moment in Besitz genommen hatten. Als das Karussell anhielt, blieb Lars zunächst sitzen. Dann schaute er fragend herüber und zeigte begeistert mit seinem Zeigefinger auf eine Gans, die mit gespreizten Flügeln auf der anderen Seite des Karussells flog. Gerade wollte sie ihm helfen und ihn motivieren, sich umzusetzen, da hatte schon der Karrussellmann zugegriffen, um Lars auf die Gans zu heben. Bei dem Anblick konnte sie es sich nicht verkneifen, an Nils Holgersson zu denken. Schmunzelnd erinnerte sie sich, dass Freundinnen und Geschwister ihr manches Mal gesagt hatten, dass sie wegen ihrer Schreibkünste eines Tages so berühmt sein würde wie Selma Lagerlöf. Das erste Mal seit Wochen prustete sie vor Lachen laut los und als Lars das nächste Mal vorbeiflog, strahlte auch er über das ganze Gesicht.

Einige Runden später machten sie sich in Richtung Café auf. Hübsche weisse runde Tische und geschwungene Stühle erwarteten die Gäste, die sich für Würstchen und „Sockerdricka“ niederliessen. Begeistert plapperte Lars in einem Mix aus Dänisch und Schwedisch los und erzählte, als hätte er in den letzten Wochen die Wörter mit aller Macht zurückgehalten, die nun heraussprudeln wollten. Noch mit vollen Mündern ging es weiter zu einer Schiessbude. Lars schaute sie mit seinen grossen Augen an, nachdem er einen Teddybären gesehen hatte, der es ihm offensichtlich angetan hatte. Ohne zu zögern, legte sie zwei Öre auf die Theke, griff zum Gewehr und schoss auf die sich drehenden Scheiben. Peng, der erste Schuss sass, der zweite ging daneben und der dritte wieder ins Schwarze. Sie zahlte erneut zwei Öre und legte erfolgreich nach. Glücklich drückte Lars den Teddy an sich.

Auf einer Tribüne sang ein Chor fröhliche Lieder und die Besucher von Gröna Lund klatschten begeistert in die Hände. Noch eine Ecke weiter wurde ein Marionettentheater aufgeführt und Lars konnte manchmal die Menschenhände am oberen Rand erkennen. Er ging in die Hocke, um auch noch einen Blick auf die Gesichter der Marionettenspieler werfen zu können. Verschmitzt schaute er aus dieser Position nach oben und warf sich die Hände vor das Gesicht, als er merkte, dass er von seiner Mutter beobachtet wurde. Dann stand er auf und nahm ihre Hand, um mit ihr in Richtung Zuckerwatteverkauf weiterzugehen. So etwas Köstliches und Verrücktes hatte er noch nie gegessen. Herrlich süss – und kaum biss man hinein, war die Watte eigentlich auch schon fast verschwunden oder klebte einem im Gesicht. Eine halbe Ewigkeit sass er auf einem Mäuerchen vor einem Springbrunnen mit einer enormen Fontäne und genoss still dieses Erlebnis, während der Teddy neben ihm sass und nicht aus den Augen gelassen wurde. Langsam zogen Wolken auf und die Besucher von Gröna Lund bewegten sich in Richtung Ausgang. Zu gern wäre Lars noch in das Ziegengehege gegangen, doch der Himmel zog sich mehr und mehr zu, so dass auch sie sich auf den Heimweg machten, nachdem ihm versprochen wurde, dass sie ihren Besuch irgendwann wiederholen würden. Sie gingen ein Stück am Wasser entlang, bis sie in Richtung Östermalm abbogen. Langsam begann es zu regnen, und Lars drückte sich nun eng an die Beine seiner Mutter, um sich vor den grösser werdenden Tropfen zu schützen. Den Teddy hatte er unter seinem kleinen Mantel versteckt. Ein Teddyohr lugte aus dem Mantelkragen hervor. Zu Hause legte sich Lars wie jeden Abend in sein Kinderbett. Unruhig drehte er sich von einer Seite auf die andere, ohne den Plüschbären dabei aus dem Arm zu lassen. Irgendwie konnte er einfach nicht einschlafen.

Näs

Astrid betrachtete Lars voller Freude, als er nun neben ihr lag, nachdem er zuvor gefragt hatte, ob er in ihr Bett kommen dürfe. Ein Rest der klebrigen Zuckerwatte liess sich nur mit Mühe von seinem Kinn knibbeln. Fast wachte er auf von der Berührung. Glück durchströmte sie und sie beschloss, sich nun endlich ein Herz zu fassen und mit dem Zug nach Vimmerby zu reisen. Es war höchste Zeit, Lasse in Näs seinen Grosseltern vorzustellen.

12

Die Frau, die den Weg zum Mond berechnete

Marie Alich

Katherine Johnson (1918-2020) ist eine afroamerikanische Mathematikerin. Dank ihrer Begabung in Mathematik bekommt sie ein Stipendium für das College. Dort studiert sie Mathematik und Französisch. Das College schliesst sie mit zwei Bachelor of Science ab. Nach einer kurzen Karriere als Lehrerin fängt sie bei der NASA zu arbeiten an. Mit ihrem mathematischen Wissen trägt sie entscheidend zum Erfolg mehrerer Missionen bei, darunter Apollo-11. Für ihre Leistungen bekommt sie viele Auszeichnungen, darunter die *Presidential Medal of Freedom*.

Es war Dienstag, der 24. November 2015. Katherine sass in ihrem Rollstuhl, da ihre Beine mit 96 Jahren zu schwach waren, sie zu tragen. Sie befand sich in einem der vielen Räumen im Weissen Haus. Durch das Fenster beobachtete sie, wie ein paar Sonnenstrahlen durch die dicken weissen Wolken hervorkamen.

Im Raum war es sehr laut. Es gab viele Kameras und Reporter. Viele Gesichter, die Katherine noch nie gesehen hatte. Alle waren beschäftigt, das Material aufzustellen, damit die ganze Welt der Zeremonie beiwohnen konnte. Währenddessen wartete Katherine still und versank in ihren Gedanken. Heute war der Tag, an dem sie die *Presidential Medal of Freedom* bekommen würde. Als farbige Frau – von einem farbigen Präsidenten, Barack Obama.

In ihre Gedanken vertieft, dachte Katherine darüber nach, wie alles begonnen hatte. Wie sie ihre Karriere bei der NASA angefangen hatte. Als ihre grosse Schwester ihr damals vom Arbeitsangebot der US-Raumfahrtbehörde erzählte, hätte sie nie erwartet, dass sie dort später solch eine Karriere machen würde.

Alles begann im Jahr 1952. Das Stellenangebot bei der NASA, von dem Katherine gehört hatte, erschien wie für sie gemacht: Sie wollte schon immer für die Wissenschaft arbeiten. Nach dem Abbruch ihres Postgraduate-Studiums für höhere Mathematik wollte sie nicht weiter als Lehrerin arbeiten. Sie fühlte sich zu Höherem berufen.

Deswegen meldete sie sich sofort an. Nach einem kurzen Bewerbungsgespräch wurde sie eingestellt. Kaum hatte sie den Job bei der NASA, kam die Enttäuschung. Denn die NASA war nicht so, wie es Katherine sich erhofft hatte. Sie nahm nicht an den spannenden Versuchsflügen teil oder an diversen Experimenten. Sie musste lediglich Berechnungen überprüfen.

Zusammen mit anderen afroamerikanischen Frauen sass sie getrennt von den weissen Frauen in ihrem eigenen Büro. Es ähnelte mehr einem Keller, denn der Arbeitsraum hatte keine Fenster.

Katherine gab sich und ihren Kolleginnen einen Spitznamen: „Computer in Röcken". Manchmal wurden Frauen an Abteilungen für eine befristete Zeit ausgeliehen. Ihre Aufgabe blieb aber immer die gleiche – komplexe Berechnungen, etwa von Flugbahnen, zu überprüfen.

Nachdem die Frist abgelaufen war, wurden sie wieder in den dunklen Keller geschickt zu den anderen Frauen. In diesem kleinen Raum sass Katherine an einem mickrigen Holztisch mit einer veralteten Schreibmaschine. Der Stuhl war hart und unbequem. Abends kam sie immer mit Rückenschmerzen nach Hause. Eines Tages beklagte sich Katherine und verlangte angenehmere Stühle. Doch ihre Vorgesetzten lehnten ab: das sei zu teuer. Es hiess: Sie können sich doch von zu Hause einen Stuhl mitnehmen.

Katherine war keine zwei Wochen bei der NASA, da wurde sie schon an eine andere Abteilung ausgeliehen. Es war die Abteilung für Flugforschung, in der nur weisse Männer arbeiteten. Als sie in den Raum trat, spürte sie, wie die anderen sie missbilligend anschauten. Sie war die erste Frau, die es in diese Abteilung geschafft hatte, auch wenn sie nur als Rechenmaschine tätig war. Und sie war auch noch farbig.

Ihr Arbeitsplatz war nun für kurze Zeit im Hauptgebäude. Sie freute sich darauf, den dunklen Keller verlassen zu können und endlich öfters Tageslicht zu sehen. Aber auch hier wurde sie enttäuscht. Was sie oben erwartete, war ein kleiner Tisch in einer Ecke. Das Schlimmste für sie war, dass sie auf dem gleichen unbequemen Stuhl wie im Kellerbüro sitzen musste. Auf dem Tisch lag nichts, alle ihre Materialien musste sie aus ihrem Kellerbüro selbst mitbringen.

Von nun an arbeitete sie für eine befristete Zeit in der Abteilung für Flugforschung, doch ihre Aufgabe war die gleiche. Sie musste weiterhin

Berechnungen überprüfen, nur waren es jetzt welche für die Flugforschung. Aufgrund der vielen Versuche und vielen Berechnungen musste Katherine fast jeden Tag Überstunden machen. Viele ihrer weissen Kollegen konnten früher nach Hause und gaben ihr die restliche Arbeit. Wegen ihrer Stellung im System konnte sie sich nicht beklagen.

Katherine kam spät nach Hause und sah ihre drei Kinder nur noch an den Wochenenden. Zeit für sich selbst hatte sie kaum. Ihre Freundinnen sah sie nur sonntags in der Kirche. Aber Katherine liess sich nicht entmutigen.

Nach drei Wochen war ihre Arbeit in der Abteilung für Flugforschung vorbei. Obwohl sie schlecht behandelt und nicht respektiert wurde, hatte Katherine dank ihrer harten Arbeit im Team an Bedeutung gewonnen. Denn sie verfügte über eine mathematische Ausbildung, die nicht alle im Team vorweisen konnten.

Auf ihr Können in der analytischen Geometrie konnte nicht mehr verzichtet werden. Jeden Tag kamen neue Daten, die überprüft werden mussten. Sie änderten sich täglich und mussten immer neu berechnet werden. So kam es, dass Katherine trotz Ablauf der Frist weiter in der Abteilung arbeitete.

Denn die NASA stand vor einer wichtigen Mission: Mercury-Redstone 3. Bei dieser Mission sollte die NASA endlich den zweiten bemannten Flug in der Geschichte der Raumfahrt durchführen. Die Russen waren schneller gewesen und hatten mit Juri Gagarin den ersten Menschen ins All geschickt. Die Amerikaner standen unter Druck und wollten möglichst schnell die Russen aufholen.

Für Katherine war es aber immer schwieriger, die Berechnungen pünktlich zu überprüfen, da die Daten bei jedem neuen Meeting geändert wurden. An einem Montagmorgen beklagte sie sich bei ihrem Vorgesetzten, dass sie an den Meetings teilnehmen möchte, damit sie die Berechnungen pünktlich machen konnte.

Manche Mitarbeiter waren strikt dagegen, denn es war nicht normal, dass eine Frau an diesen Meetings teilnehmen durfte. Fürs erste wurde sie weiterhin ausgeschlossen, doch Katherine machte weiterhin Druck.

Schliesslich lenkte ihr Vorgesetzter ein. Denn der Erfolg der Mission war wichtiger als alte Konventionen. Und wenn für den Erfolg der Mission Katherine die Meetings besuchen musste, dann sei es so. „Du sagst aber kein Wort. Du verhältst dich ruhig und hörst zu, ich will nichts von dir hören", schärfte Katherines Chef ihr ein.

Aber das tat sie nicht. Am ersten Meeting traute sie sich noch nicht, da alle Blicke auf sie gerichtet waren. Doch mit der Zeit gewöhnte sie sich daran, und sie fühlte sich wohler. Sie traute sich, ihre Meinung zu sagen und Vorschläge zu machen. Damit überraschte sie alle, auch die Astronauten Alan Shepherd und John Glenn.

Die Mission kam nun viel schneller vorwärts, da Katherine immer auf dem neusten Stand war. Im Jahr 1961 flog Alan Shepherd ins Weltall und die Mission verlief einwandfrei, es war ein voller Erfolg für die ganze Abteilung – auch für Katherine.

Dank ihrer präzisen Berechnungen wurde Katherine zu einem wichtigen Mitglied im Team. Doch das änderte nichts an der Rassentrennung, die auch bei der NASA weiterhin galt. Sie blieb eine Mitarbeiterin zweiter Klasse.

Es war wieder spät geworden für Katherine. Das Einzige, was sie vor dem Einschlafen abhielt, war der Kaffee. Sie stand auf, um sich ihre Tasse wieder zu füllen. In der Cafeteria gab es zwei Kaffeekrüge, einer trug die Aufschrift "schwarz", auf einem zweiten stand "weiss".

Katherine, als einzige Afroamerikanerin, hob gedemütigt den Krug mit der Beschriftung "schwarz" hoch und merkte, dass der Krug leer war. Sie konnte aber nicht auf den Kaffee verzichten. Aus diesem Grund nahm sie den anderen Krug, welcher noch voll war, und schenkte sich ein. Als sie sich umdrehte, erblickte sie die erschrockenen Gesichter der Arbeiter. Peinlich berührt von ihrer Tat, rannte sie schnell zurück zu ihrem Schreibtisch und versuchte, das Geschehene zu vergessen. Es war das erste Mal, dass eine schwarze Person sich bei den Sachen der Weissen bedient hatte. Es war ein Tabu für die Schwarzen, die Sachen der Weissen zu benutzen, auch hier bei der NASA.

Die Toiletten, die Büros oder die Busse waren getrennt nach Rassen. Katherine musste jedes Mal 20 Minuten laufen, damit sie auf die Toilette für schwarze Frauen gehen konnte, denn im Hauptgebäude gab es keine,

da normalerweise dort keine Farbigen arbeiteten. So kam es dazu, dass Katherine an manchen Tagen im Regen auf die Toilette rennen musste und klatschnass zur Arbeit zurückkam.

Eines Tages wurde sie vom Chef der Abteilung besucht. „Warum verlassen sie ihren Arbeitsplatz und sind dann fast 40 Minuten verschwunden", fragte er verärgert. Er fand es unerhört, so lange Pausen zu machen. „Es gibt einfach keine Toiletten für mich hier, Chef. Die nächsten Toiletten für Schwarze sind in einem Nebengebäude 20 Minuten von hier entfernt. Es tut mir leid, dass ich deswegen für längere Zeit meinen Arbeitsplatz verlassen muss, aber ich muss nun mal auf die Toilette gehen können", antworte Katherine etwas aufgebracht. Ihr Chef schaute sie stumm an und ging zurück in sein Büro.

Am nächsten Tag hörte Katherine die Neuigkeit, dass es keine nach Rassen getrennten Toiletten mehr gab. Kurz darauf kam ihr Boss zu ihr und sagte: „Sie können nun überall, wo sie wollen, auf die Toilette gehen." Diese Entscheidung machte auf Katherine grossen Eindruck. Es war neu, dass sich jemand für sie eingesetzt hatte. Sie gingen gemeinsam zum Abteilungsraum und kamen an der Cafeteria vorbei. Der Chef entnahm die Beschriftungen von "weiss" und "schwarz" und schenkte sich einen Kaffee ein aus dem Krug, welcher vorher mit dem Etikette "schwarz" beschriftet war. Danach ging er, ohne ein Wort zu sagen. Nur Katherine stand fassungslos da. Sie konnte ihren Augen nicht trauen.

Die Zeit verging und Katherine fühlte sich immer wohler in der Abteilung. Sie hatte fortan das Gefühl, sie gehöre wirklich zum Team.

Die nächste Mission stand bevor: Mercury-Atlas 6. Dabei sollte der Astronaut John Glenn einmal im All um die Erde fliegen. Diesmal war es aber anders als sonst, denn die NASA hatte nun zum ersten Mal von einem Computer die Flugdaten berechnen lassen.

Alle waren skeptisch und trauten der neuen Technologie nicht. Die Berechnungen waren heikel, da sie sehr genau sein mussten. Wäre die Rechnung um nur zwei Millisekunden falsch, würde John Glenn während des Eintritts in die Atmosphäre verbrennen. Es musste der perfekte Zeitpunkt für den Wiedereintritt gefunden werden.

Aus diesem Grund bat John Glenn Katherine, die Daten zu überprüfen. Er hatte gesehen, was sie konnte, und vertraute ihr mehr als der neu-

en Technologie. Katherine rechnete die Flugbahn nach. Und kam zu denselben Ergebnissen wie der neue Computer. Es gab keinen Grund zur Sorge. Alle waren erleichterter, denn das hiess, dass der Computer einwandfrei funktionierte.

Jedoch machte Katherine sich nun Sorgen, dass sie nicht mehr gebraucht würde. Sie fürchtete, der Computer würde von nun an ihre Arbeit übernehmen. Auch ihre alten Kolleginnen müssten dann eine neue Arbeit finden, da sie auch von Computern ersetzt werden könnten. Katherine arbeitete weiter und hoffte, dass der Tag nie käme, an dem sie durch eine Maschine ersetzt würde.

Doch die NASA wollte trotz der Einführung der Computer nicht auf Katherine und ihre Kolleginnen verzichten. Ihr Können und ihre Erfahrung erschienen zu wichtig. Daher wurde Katherine auch Teil der wohl bisher grössten und wichtigsten Mission der NASA: dem bemannten Flug zum Mond.

16. Juli 1969. Ein grosser Tag: Denn heute sollte das Raumschiff Apollo-11 ins Weltall fliegen, um die ersten Menschen zur Oberfläche des Mondes zu bringen. Die ganze Abteilung, Katherine miteinbezogen, hatten diesen Tag herbeigesehnt.

Die ganze Welt schaute gebannt zu. Millionen von Familien verfolgten das Geschehen live am Fernsehen.

Bei der NASA war die Konzentration maximal, bei den Astronauten in ihrer Rakete wie bei den Ingenieuren in der Zentrale in Houston. Es durfte kein Fehler geschehen. Auf einmal platzte ein Mitarbeiter in den Kontrollraum rein. Er rannte zu Robert Gilruth, dem Chef der Abteilung, und zeigte ihm die Blätter, die er bei sich trug.

Darauf waren die Flugdaten der Rakete. „Ich habe die Berechnungen nochmal durchlaufen lassen und das bekommen. Ich habe sie dann mit den vorherigen Daten verglichen und gemerkt, dass sie nicht übereinstimmen. Ich dachte, es wäre nur ein kleiner Fehler, und liess sie nochmal durchlaufen, doch es kam das gleiche falsche Ergebnis. Hier steht es, dass der Winkel um 5° zu sehr nach links ist, wenn ich es mit den anderen Daten vergleiche“, schnaufte der Mitarbeiter.

Das Gesicht des Chefs erblasste. Alle in der Zentrale hatten diese furchtbare Nachricht gehört und schauten sich ängstlich an. Dieser Fehler konnte fatal für die Mondlandung sein. Es stellte sich die Frage: Welche Daten sind nun die richtigen? Sie hatten fast keine Zeit mehr, bald würde der Flug starten. Sie hatten noch eine Hoffnung: Katherine.

Die erfahrene Mathematikerin sollte die Berechnungen ein weiteres Mal überprüfen. Sie war die Einzige, die es in der kurzen Zeit konnte. Katherine machte sich direkt an die Arbeit, aber sie merkte schnell, sie könnte es allein niemals rechtzeitig schaffen. Darum bat sie, dass die anderen Mathematikerinnen zu holen. Zusammen fanden sie in der letzten Minute die Lösung. Die Anfangsdaten waren richtig, es mussten keine Veränderungen an der Flugbahn vorgenommen werden. Das Raumschiff Apollo-11 konnte sicher auf dem Mond landen.

Die Mission war ein voller Erfolg. Katherine wurde als Heldin gefeiert. Sie wurde befördert und bekam einen offiziellen Platz in der Abteilung für Flugforschung. Sie war die erste Frau, die das erreicht hatte. Ihre Sorgen für ihre Kolleginnen lösten sich auch auf. Die NASA entschied sich, das ganze Team zu behalten. Sie sollten fortan die Computer überwachen und prüfen, ob die Daten korrekt waren.

Mit diesen Gedanken huschte ein Lächeln über ihre Lippen. Als sie ihren Namen hörte, schaute sie auf. Sie hatte nicht bemerkt, dass die Zeremonie schon begonnen hatte. Alle Kameras waren nun aufgestellt und die Reporter nahmen eifrig Notizen und bereiteten ihre Fragen vor. „Katherine Johnson half mit ihrem messerscharfen mathematischen Verstand, die Möglichkeiten der Raumfahrt zu erweitern. Sie zeichnete neue Grenzen für die Menschheit, für die Erforschung des Weltraums und die Schaffung neuer Möglichkeiten. Sowohl bei der Entsendung der ersten Amerikaner in den Weltraum als auch bei der ersten Mondlandung spielte Katherine Johnson eine wichtige Rolle in den wichtigsten NASA-Projekten, welche später die grössten Meilensteine wurden. Sie lehnte es ab, sich von den Erwartungen der Gesellschaft einschränken zu lassen. Sie lehnte die Beschränkungen von Geschlecht und Rasse ab. Sie erweiterte die Reichweite der Menschheit und liess die Grenzen verschwinden."

Dies sprach US-Präsident Barack Obama vor den Reportern und schaute am Ende seiner kurzen Rede Katherine an. Er nahm die *Presidential Medal of Freedom*, eine der höchsten zivilen Auszeichnungen von Amerika, welcher auf einem königsblauen Kissen lag, und legte sie Katherine um

den Hals. Katherine schaute glücklich zu Barack Obama auf und gab ihm ein warmes Lächeln. Katherine war nun einer der wenigen Afroamerikanerinnen, die eine *Presidential Medal of Freedom* bekommen haben.

20

Das Ende einer blutigen Karriere

Arwin Baur

> Ching Shih (1775-1844) wächst als Waisenkind in einem Bordell in Südchina auf. Mit 26 Jahren heiratet sie einen berüchtigten Piraten. Als dieser einige Jahre später stibt, übernimmt sie mit viel Geschick seinen Kapitänsposten. In den darauffolgenden neun Jahren vergrössert sich ihre Macht stetig, bis sie mit einer Flotte von 70'000 Mann die Meere Chinas kontrolliert. Die Macht steigt ihr jedoch nicht in den Kopf und am Höhepunkt ihrer Kariere entscheidet sie sich, eine Amnestie anzunehmen und den Rest ihres Lebens friedlich zu verbringen.

Im Jahre 1810 hatte China viele Probleme: Hunger, Krieg, und als grösstes – die Piraten. Die Meere Chinas wurden von den Piraten dominiert, kein Handelsschiff konnte ihnen entkommen. Die Qing Dynastie war machtlos, da die Piraten eine über tausend Schiffe starke Koalition gebildet hatten. In dieser Situation bat der Kaiser die Portugiesen um Hilfe, und der Allianz gelang es schon bald, die Piratenflotte in die Flucht zu schlagen. Doch besiegt waren die Piraten noch lange nicht.

Ein dicker Nebel, durch den man kaum die eigene Hand sehen kann, hängt über der Bucht. Kein Geräusch kommt aus der weissen Wand, weder das Plätschern der Wellen noch das Knarzten der Schiffe. Totenstill ist es. Doch in dieser Stille ist eine Flotte versteckt, eine Piratenflotte. Ihre Kapitänin ist Ching Shih, die grösste Piratin Chinas, wenn nicht der ganzen Welt. Für die Piraten ist dieser Nebel ein Segen. Schon seit Tagen sind sie auf der Flucht mit kaum einer Minute Schlaf. Egal, wie schnell sie gesegelt sind oder wie gut sie sich versteckt haben, über kurz oder lang holten die Verfolger sie immer wieder ein. Vom Nebel geschützt, hoffen die Piraten nun von ganzem Herzen, dass ihre Verfolger an der Bucht vorbeisegeln würden und sie unbemerkt wegschlüpfen könnten.

Den Vorabend hatten die Piraten an Land verbracht und sich ausgeruht. Aus Angst vor ihren Verfolgern verbringen sie aber diese Nacht wieder auf den Schiffen, um für alles bereit zu sein. Zu Recht! Denn während die Piraten schlafen, ankern ihre Verfolger genau vor dieser Bucht und blockieren, ohne es zu wissen, den Fluchtweg der Piraten.

Langsam steigt die Sonne in die Höhe. Mit jeder Stunde, die vergeht, lichtet sich der Nebel. Die Piraten können immer mehr von der Umge-

bung sehen, zuerst einen Meter, dann fünf, dann das benachbarte Schiff, schliesslich sogar die Strände am nahegelegenen Ende der Bucht. Den Eingang zur Bucht hingegen können sie erst sehen, als die Sonne bereits am höchsten Punkt des Himmels steht und sich der Nebel fast ganz aufgelöst hat. Mit dem Eingang kommen auch ihre Verfolger, die portugiesischen Kriegsschiffe, in Sicht. Die Piraten sind verzweifelt, als sie merken, dass sie eingekesselt sind. Dieser Schock hilft der schon durch den Nebel durcheinander gebrachten Aufstellung nicht, im Gegenteil, jede Koordination zwischen den Hunderten von Schiffen bricht zusammen. Doch da ist durch den Tumult der Piratenflotte ein Horn zu hören. Das Horn, das jeder Pirat kennt und jeder ehrliche Mann fürchtet, das Horn von Ching Shih, das Horn des Angriffs. Die Furcht vor dem Gegner schwindet und wird durch eine neue ersetzt, die Furcht vor ihrer Kapitänin. Lieber sterben die Piraten, als dass sie die Konsequenzen einer Befehlsmissachtung erleben. In der Flotte sagt man: „Lieber hundert Tode sterben, als den Befehl der Kapitänin missachten." Die Piraten beginnen sich zu organisieren und ihre Schiffe in Angriffsstellung zu bringen. Doch so schnell ihre Angst sie auch macht, schnell genug sind sie nicht.

Auch die Portugiesen sind total geschockt, als sie durch den sich lichtenden Nebel entdecken, dass die Piratenflotte direkt vor ihnen liegt. Sie haben während der Nacht im Eingang der Bucht geankert, um vor Unwettern sicher zu sein. Dass im hinteren Teil der Bucht, hinter einer Halbinsel, die ganze Piratenflotte liegt, konnten sie nicht ahnen.

Während die Piraten eine Weile brauchen, um sich von ihrem Schock zu erholen und zu formieren, dauert es bei den Portugiesen nur wenige Minuten, bis alle Mann an Deck sind. Auf den frisch geputzten Holzdecks ihrer Fregatten sind eiserne Kanonenkugel, in der Grösse von Kokosnüssen, gestapelt. Auf den bellenden Befehl des Leutenants werden mit grosser Sorgfalt hölzerne Fässer und Kisten aufs Deck getragen. Die Pulverfässer werden neben den Kanonen gestapelt, sodass das Nachladen der Kanonen möglichst schnell vor sich gehen kann. Ebenfalls werden rechteckige, mit Eisen verstärkte Holzboxen neben die Kanonen gestapelt. Diese Boxen enthalten zwei Arten spezieller Kanonenkugel. Die einen sind Splitterkugeln, in deren hohlem Inneren sich viele kleine Metallsplitter befinden. Trifft eine solche Kanonenkugel auf ein Schiff, dann explodiert sie und die Metallsplitter zerfetzen die gegnerische Besatzung. Die anderen nennt man Feuerkugeln. Im Gegensatz zu den Splitterkugeln befindet sich im Innern dieser Kanonenkugeln Öl, welches sich beim Aufprall entzündet und so das generische Schiff in Flammen setzt.

Die ersten paar Salven dienen dazu, den Gegner ins Visier zu nehmen und die Distanzen richtig einzuschätzen. Darum laden die Kanoniere zuerst nur eiserne Kanonenkugeln. Bereits sind bei den Portugiesen alle auf ihrer Position und da wird auf ihrem Flaggschiff, der St. Maria, auch schon die grosse Flagge gehisst, eine Flagge so gross wie ein Segel, aber blutrot. Ein ohrenbetäubendes Knallen hallt durch die Bucht. Dann ist es für eine einzige Sekunde still, bevor das Schreien beginnt. Die portugiesischen Leutnants brüllen Befehle, die Piraten schreien vor Schmerzen.

Verzweifelt versuchen die Piraten, sich zu wehren, doch ihre Flotte ist ein Durcheinander, sie blockieren sich gegenseitig die Schussbahnen. Die Portugiesen schiessen mit Splitter- und Feuerkugeln. Innerhalb weniger Minuten verwandelt sich das bis dahin idyllische Bild der Bucht in ein Sinnbild der Hölle. Die Bucht ist voll mit brennenden Schiffen und egal, wo hin man blickt, sind blutige, verstümmelte Leichen zusehen. Überall ist das Schreien der Sterbenden zu hören, einige schreien aus Schmerz um verlorene Glieder, andere in Panik nach ihren Müttern. Doch die Schreie gehen im Lärm der Schlacht unter. Das ohrenbetäubende Knallen der Musketen und Kanonen dominiert das Schlachtfeld. Die Piraten kämpfen weiter wie Besessene, ein Schiff nach dem andern stellt sich den Kanonen der Portugiesen und verliert. Jede Minute sterben Hunderte von Piraten, und obwohl die Portugiesen klar am Gewinnen sind, schwindet ihre Hoffnung auf Sieg. Denn egal, wie viele Piratenschiffe sie versenken, ein neues Schiff nimmt sofort den Platz des alten ein, und es scheint, als ob der Kampf nie ein Ende haben würde. Von Minute zu Minute verlieren die Portugiesen an Hoffnung. Kapitän Salazar weiss, er muss den Kampfgeist der Piraten brechen. Doch wie?

Der Mond hatte schon hoch am Himmel gestanden, als die erschöpften Piraten in der grossen, durch eine Halbinsel gut versteckten Bucht ankommen waren. Endlich konnten sie sich erholen. Hunderte Schiffe verschiedenster Grösse, von kleinen Fischerbooten, welche nicht mehr als zehn Mann tragen können, bis zu Schlachtschiffen mit mehreren hundert Mann Besatzung, ankerten dicht gedrängt nebeneinander. Doch ein Schiff stach heraus, ein Schiff von der Grösse eines Tennisfeldes, darauf gebaut eine dreistöckige Pagode. Um Mitternacht, als der Vollmond im Zenit war, hielten alle Piraten ihre Augen auf die Mitte der Bucht fixiert, auf die schwimmende Pagode. Vor der Pagode stand Ching Shih in einem roten Zeremoniengewand, neben ihr ein fettes Schwein. Das Schwein wurde durch die offenen Türen der Pagode auf einen Altar geführt. Ching Shih trat mit einem edel verzierten Schwert vor den Altar. Sie stellte sich neben das Schwein und köpfte es in einem einzigen Schwung

ihres Schwertes. Der Altar war in Blut getränkt. Dieses Ritual hielten die Piraten bei jedem Vollmond ab, es sollte ihnen Glück bringen. Ohne dieses Ritual würden sie es nicht wagen, auf Raubzug zugehen.

Die portugiesische Flotte blockiert immer noch den Eingang zur Bucht und feuert im Sekundentakt aus allen Rohren. Doch genauso schnell wie geschossen wird, schwinden auch die Reserven an Schwarzpulver und Schiessbarem. Dies, kombiniert mit der schwindenden Moral, heisst für Salazar nur eines: Er muss den Kampf beenden, den Sieg erzwingen, und zwar schnell. Einer der Matrosen erspäht in der Ferne die schwimmende Pagode. Er hält sie für eine schwimmende Festung, doch Salazar erkennt die Pagode und weiss anhand von Erzählungen um deren Bedeutung. Der kluge Stratege erkennt in ihr einen möglichen Ausweg aus der misslichen Lage. Gelingt es ihnen, diese Pagode zu versenken, ist die Seeschlacht gewonnen, denn nicht einmal die Furcht vor Ching Shih wird die Piraten dann noch am Kämpfen halten können. Schliesslich ist ihre Furcht vor den Göttern um einiges grösser als die vor Ching Shih.

Salazar kontrolliert die Vorratsbestände seiner Schiffe und macht eine grobe Schätzung über die übriggebliebenen Piratenschiffe. Er entscheidet sich, alles auf eine Karte zu setzten und die Pagode anzugreifen. Die ganze portugiesische Flotte bewegt sich in Richtung der Pagode. Auf ihrem Weg durch diese Hölle begegnen sie heftigem Widerstand. Zum ersten Mal seit Beginn der Schlacht kommen auch die Portugiesen unter Feuer. Nach einer ganzen Stunde hartem Kämpfen befindet sich die Pagode endlich in Schussweite. Salazar kann den Sieg schon sehen, mit der Zerstörung der Pagode würde die Schlacht gewonnen sein. Er gibt seinen besten Schützen den Befehl auf die Pagode zu zielen. Ching Shih versucht verzweifelt, Salazars Plan zu stoppen, doch sie kann nichts machen. Salazar gibt das Okay, die Kanonen werden abgefeuert, die Kugeln treffen ihr Ziel genau. Die Pagode zerfällt in hundert Stücke und auf einen Schlag wird es auf dem Schlachtfeld ruhig. Die Ruhe dauerte nur eine Sekunde, doch in dieser einzigen Sekunde wendete sich das Blatt der ganzen Schlacht. Die Moral der Piraten ist am Boden zerstört, die Piraten denken nur noch an Flucht. Ihre Furcht vor den Göttern ist grösser als diejenige vor Ching Shih. Doch schnell merkt Salazar, dass er diese Schlacht zwar gewonnen hat, dass seine Mission, die Piraten vollkommen auszurotten aber unerfüllt bleiben wird. Weil der Eingang der Bucht nicht mehr vollständig blockiert ist, können viele Piraten aus der Bucht fliehen.

So weh es ihr auch tut, Ching Shih weiss, dass diese Schlacht verloren ist, und flieht ohne grosses Zögern. Sie weiss, dass diese Niederlage ein Wendepunkt für ihre Leben ist, zu viel hat sie heute verloren, um ihre

Piratenkarriere weiterzuführen. Es ist nicht eine Frage, ob, sondern lediglich wann und wie es zu Ende gehen wird. Gerissen, wie sie ist, sieht sie aber auch in dieser Situation noch einen Weg, für sich daraus einen Profit zu schlagen. Die Qing Dynastie hat ihr schon lange Amnestie angeboten. Bisher hat sie das jedoch nie in Betracht gezogen, da die Piraterie weit lohnender schien. Nach dieser Niederlage hat sich die Situation grundlegend verändert und Ching Shih plant die Amnestie anzunehmen. Sie ist gar so dreist und plant von der Qing Dynastie noch mehr zu fordern, denn für die Regierung stellen die Piraten, trotz der verlorenen Schlacht noch immer eine Gefahr dar.

Bevor Ching Shih das kaiserliche Versprechen annehmen kann, muss sie ihre Piratencrew informieren. Nach der gelungenen Flucht segelt Ching Shih darum so schnell wie möglich zur Piratenstadt, dem geheimen Versteck der Piratenflotte. Die Stadt befindet sich auf einer sehr speziellen Insel, die aussieht wie ein riesiger Steinzylinder mit glatten Felswänden. Auf der Nordseite der Insel gibt es in den fast senkrechten Klippen einen gut versteckten Spalt, der gerade gross genug ist, dass die Schiffe der Piraten hindurch segeln können. Dieser Spalt ist nicht nur schwer zu finden, sondern auch fast unmöglich zu navigieren, da es viele versteckte Felsen im Wasser hat. Der Spalt führt ins Innere der Inseln, welche aus einer Bucht und ein wenig flachem Land besteht. Der Rest des Inselinneren besteht aus steilen Hängen. Auf dem wenigen flachen Land, das die Insel anbietet, liegen die Lagerhäuser und eine Trockenwerft. Die Bucht ist fast ganz von langen, schmalen Stegen umrandet, sodass die vielen Schiffe einen Platz zum Anlegen haben. Das wahre Wunder dieser Piratenstadt jedoch sind die Häuser der Piraten, welche an die steilen Wände gebaut werden mussten. Fast die ganze Steinwand ist bedeckt von Häusern. Die unteren Häuser werden als Stützen für die oberen Häuser verwendet. Die ganze Stadt ist in verschiedene Etagen getrennt. Überall gibt es Häuser, die höher oder tiefer sind als die benachbarten. Ohne Zweifel, diese Stadt wurde nicht nach Plan gebaut, sie ist chaotisch gewachsen.

Am Abend des Tages nach ihrer Ankunft ist es Zeit für die Ansprache Ching Shihs an ihre Piratenflotte. Da in der Stadt nur die Piraten und deren Familienmitglieder wohnen, ist ihre Kontrolle über die Einwohner absolut. Inzwischen ist zwar nicht die ganze verbleibende Flotte in der Stadt angekommen, aber ein Grossteil davon ist anwesend und die übrigen werden auch so früher oder später von ihrem Entscheid erfahren.

In der letzten Stunde des Tages herrscht im Innern der Insel schon Zwielicht. Die ganze Stadtbevölkerung hat sich versammelt. Für die Bewohner gibt es auf der untersten Stufe der Stadt kaum genug Platz, darum stehen viele auch auf den Piers, manche sogar auf Schiffen. Auf einer nahe

am Ufer errichteten hölzernen Plattform steht stolz Ching Shih, beleuchtet von einer grossen Feuerschale. Ein Gong so gross wie ein aufrechtstehender Mann wird angeschlagen und als Antwort auf dieses Signal verstummen alle Anwesenden augenblicklich. Ching Shih beginnt in einer lauten, klaren Stimme zu sprechen. Doch trotzdem können sie nur die Leute, welche sich am nächsten zur Plattform befinden, verstehen. Verantwortlich dafür, dass die ganze Bevölkerung ihre Worte hört, hat es darum im Publikum Männer, welche ihre Worte weiterleiten. Ching Shih beginnt, indem sie ihr Bedauern über die verlorenen Schiffe, Männer und Schätze ausdrückt und den betroffenen Familien Entschädigungen zuspricht. Danach wendet sich ihre Rede der Zukunft zu. Sie erzählt, welche grossen Gefahren auf sie zukommen werden und wie unsicher ihre Zukunft sei. Mit trauriger Stimme sagt sie: „Noch nie waren wir so gefährdet, sogar unsere geliebte Stadt könnte bald fallen." Diese Worte verbreiten Angst, bis jetzt haben sich die Piraten in ihrer Stadt immer sicher gefühlt. Viele schreien auf und wollen wissen, was sie nun tun sollen. Ein weiterer Schlag des Gongs lässt das aufgebrachte Publikum verstummen. Ching Shih führt ihre Rede fort und erklärt den Piraten ihren Plan, die Amnestie anzunehmen: „Wir sind die besten Piraten Chinas! Kein Händler wagt es, ohne unsere Erlaubnis einen Hafen zu verlassen! Kein Dorf wagt es, den Tribut an uns nicht zu zahlen, denn wir werden von allen gefürchtet!" Das Publikum applaudiert. „Die Niederlage, welche wir erlitten haben, ändert nichts an der Tatsache, dass wir die besten, die gefährlichsten Piraten Chinas sind! Doch diese Schlacht hat mir etwas gezeigt, etwas, das ich mit euch teilen will. Alles auf dieser Welt ist vergänglich, alles muss ein Ende haben, so auch unsere Piraterie." Sie wird von dem aus Empörung schreienden Publikum unterbrochen. Erst nach mehreren Minuten beruhigt sich das Publikum. Sie fährt fort: „Ich weiss, der Gedanken gefällt euch nicht, doch ihr müsste den Vorteil meiner Worte sehen. Im Moment sind wir immer noch die besten Piraten Chinas, somit können wir mit der Regierung verhandeln, sogar Forderungen stellen. Meine Forderungen an die Qing Dynastie werden wie folgt sein: Jeder meiner Piraten wird begnadigt, sie dürfen alles Erbeutete behalten, und falls sie es wollen, dürfen sie dem Militär oder der Marine beitreten. Mit diesen Bedingungen seid ihr freie, reiche Männer mit einer Arbeitsstelle und ihr müsst euch keine Sorgen mehr um die Sicherheit eurer Familien machen. Akzeptiert ihr die Amnestie, so steht ein reiches, friedliches Leben vor euch." Das Ende der Rede geht im donnernden Applaus der Menge unter.

Einige Tage später verhandelt Ching Shih wie versprochen mit der Regierung und alle ihre Forderungen werden akzeptiert. Ching Shih löst ihr Piratenimperium auf und beendet ihre äusserst erfolgreiche, zehnjähri-

ge Piratenkarriere friedlich. Über ihr restliches Leben ist wenig mehr bekannt, als dass sie dreissig Jahre später, im Alter von 69, stirbt.

Die Befreiung von Orléans

Vincenz Derungs

Jeanne d'Arc, im deutschen Sprachraum auch Johanna von Orléans oder Jungfrau von Orléans genannt, lebt von vermutlich 1412 bis 1431. Sie wird in der römisch-katholischen Kirche als französische Nationalheldin gefeiert und als Jungfrau und Heilige verehrt. Während des Hundertjährigen Krieges verhilft sie bei Orléans dem Dauphin, der später zum französischen König Karl VII gekrönt wurde, und sie führt die Franzosen zu einem Sieg über die Engländer und Burgunder. Jeanne d'Arc wird schlussendlich von den Burgundern festgenommen und den Engländern ausgeliefert. Dort wird sie als Hexe bezeichnet und schließlich verbrannt. Und das alles in nur 19 Lebensjahren.

Der Tag der Audienz ist gekommen. Die Sonne strahlte prächtig. Nun musste Jeanne d'Arc das Volk von ihrer Nachricht überzeugen, sonst würde Frankreich verloren sein. Sie musste den rechtmäßigen König Frankreichs, den Dauphin, zum König erklären. Das war die einzige Möglichkeit, die Franzosen aus dieser Hölle des Krieges zu befreien. „Jeanne d'Arc, bitte erzählen Sie, was sie zu verkünden haben", sagte Robert de Baudricourt, der Stadtkommandant der Festung Vaucouleurs.

Das war Jeanne d'Arcs einzige Chance, die Franzosen zu retten, sie musste sich zusammenreißen, sie durfte nicht mehr nervös sein. „Ich, Jeanne d'Arc, bin eine Gesandte Gottes. Ich höre immer öfter die flehende Stimme Gottes, sie flüstert mir zu, dass wir den rechtmäßigen Thronfolger, den Dauphin, zum König ernennen müssen. Sonst sind wir der englisch-burgundischen Allianz unterlegen. Wir werden untergehen. Ich, Jeanne d'Arc, setze mich für das Wohl unseres Landes ein. Wir müssen Frankreich retten", sagte die Gesandte wie in Trance. Dem Stadtkommandanten war die überbrachte Nachricht klar, jedoch konnte er jungen Frau noch nicht ganz vertrauen. Somit musste sie mehrere Tests über ihre Gläubigkeit ablegen. Jeanne strengte sie so fest wie nur möglich an, denn das war ihr einziger Grund zum Leben. Schon seit sie klein war, hatte sie immer wieder diese Stimme gehört, die ihr sagte, dass sie Frankreich befreien müsse. Darum hatte sie auch schon Alter von 17 Jahren ihr Haus verlassen. Schlussendlich küsste sie das Kreuz. Mit dieser Tat war ihr Glaube bestätigt, niemand hatte nun noch Zweifel an ihrem Glauben.

Der Dauphin war an diesen Tagen in Chinon. Nach mehreren Nachfragen, den rechtmäßigen Thronfolger treffen zu dürfen, wurde ihr die Möglichkeit gegeben, mit den Anhängern des zukünftigen Königs mitzureisen. Es war eine sehr gefährliche Reise, denn sie mussten etwa elf Tage lang durch feindliches Gebiet reiten, um nach Chinon zu gelangen. Überall sah man Spuren von Schlachten, und es stank nach Blut. Doch endlich, eines Morgens, war eine Burg in Sicht. Und sie wurden mit offenen Armen empfangen.

Der Dauphin begleitet alle Ankömmlinge ins Innere der Festung. Nun musste Jeanne Karl den VII nur noch überzeugen, dass er seinen Thron beantragen sollte. Natürlich wusste der Dauphin, was ihn erwarten würde. Er hatte schon von der Audienz gehört, die ganz Frankreich mit Hoffnung erschütterte. Die Nachricht hatte sich in alle Ecken Frankreichs verbreitet. Jedermann kannte sie, die, die im Namen des Himmels herabgestiegen sein sollte. Jedoch konnte sich jeder für eine solche Frau ausgeben. Darum musste Jeanne den Dauphin überzeugen, dass das keine Lügengeschichten waren. Deshalb rief Jeanne Karl den VII in ihr Zimmer.

Sie musste ihn von ihrer Aufgabe wissen lassen. Sie musste sein Vertrauen gewinnen, um ihr Ziel, die Freiheit, erreichen zu können. Darum ließ sie den Anführer an einer ihrer Visionen teilnehmen. In dieser Vision sah Karl die Befreiung Frankreichs und das Ende dieser schrecklichen Kriege, die schon seit mehr als 50 Jahre rund um die Welt herrschten. Somit war er überzeugt. Jeanne und er waren die einzigen, die ihr Vaterland würden zum Sieg führen können. Sie versicherte dem Dauphin, dass er in Reims zum König gesalbt werden würde. Jedoch wollte der Dauphin auf Nummer sicher gehen. Deshalb wurde Jeanne nochmals auf alles Mögliche gründlich geprüft. Drei Wochen wurde sie ständig von Geistlichen und hochgestellten Persönlichkeiten begleitet, die sie auf ihre Glaubwürdigkeit hin untersuchten. Zudem wurde sie von Hofdamen auf ihre Jungfräulichkeit untersucht. Natürlich bestand die spätere Nationalheldin all diese Prüfungen mit Bravour.

Ihr wurde nun eine Rüstung und eine kleine militärische Truppe bereitgestellt. In dieser Truppe waren unteranderem Étienne de Vignolles, besser bekannt als der Wilde, und auch Gilles de Rais, der auch so genannte Blaubart. Nun bekam sie auch schon ihre erste Mission. Sie musste nach Orléans vordringen und den von den Engländern umzingelten Franzosen Nahrung mitbringen. Jeanne war von ihrer ersten Aufgabe begeistert. Sie setzte alles daran, dass es in einem Erfolg enden würde. Somit

machte sich die Gesandte mit ihrer Truppe und dem nötigen Proviant auf den Weg. Schon auf dem Hinweg mussten sie sehr vorsichtig sein, denn sie ritten ständig durch englisch besetztes Kriegsgebiet. Nachdem sie Orléans mehrmals umritten hatte, fanden sie endlich eine Lücke in den feindlichen Reihen, über welche sie unbemerkt in die Stadt gelangen konnten. „In der nächsten Nacht werden wir in die Stadt eindringen", verkündete die Heeresleiterin.

Am nächsten Abend war der Himmel wolkenverhangen. Somit war es dunkel, perfekt für die geplante Aktion. Geräuschlos schritten die Männer mit ihrer Anführerin durch die düstere Nacht. Nach etwa einer Stunde erreichten sie die gewisse Stelle, die unbewacht geblieben war. Langsam schlich einer nach dem andern in die Stadt. Die Mission, Nahrung für die Bewohner nach Orléans zu bringen, war ein Erfolg!

Am nächsten Morgen war die ganze Stadt in Aufruhr. Hoffnung durchströmte jede einzelne französische Seele. Durch diese Menge an Essen konnten sich die Leute nach einer langen Zeit wieder erholen. Sie durften sich endlich wieder für einmal sattessen. Dennoch hatte die Befreiung erst begonnen. Die Engländer lauerten immer noch rings um die ganze Stadt. Somit wollte Jeanne den aufstandsbereiten Stadtbewohnern eine Bitte aussenden. „Ich bitte euch, eure Waffen noch ein einziges Mal für mich in die Hand zu nehmen. Nur wenn wir die Engländer gemeinsam angreifen, können wir dieser Hölle von Gefangenschaft entkommen. Nur wir alle gemeinsam haben die Kraft, diese Situation zu verändern. Folgt mir in die Schlacht – und ich werde eure Retterin sein!", brüllte Jeanne über die Menschenmenge hinaus. Die Leute schrien alle „Hurra! Lang lebe Frankreich! Lang lebe die Freiheit!". Der Aufstand gegen die Engländer sollte in einer Woche stattfinden.

In der zwischen Zeit bereiteten sich alle auf die kommende Schlacht vor. Alle nur nutzbaren Dinge wurden zusammengesucht. Darunter fanden sich von Mistgabeln bis Tintenstifte alles Mögliche. Alle Pferde wurden zum Ritt bereitgestellt. Die Frauen bereiteten für ihre Männer den Proviant vor und beteten im Stillen für deren Gesundheit. In der Nacht träumten die Männer von einem heldenhaften Auftritt auf dem Schlachtfeld, während die Frauen zuhause in Sicherheit auf ihre Ehegatten warteten.

Endlich ist der Tag des Schicksal Frankreichs gekommen. Der Tag der Revolution ist endlich angebrochen. Um Nachmittag werden alle Truppen auf einmal zuschlagen, um die Engländer komplett zu überrum-

peln. Die Engländer auf der anderen Seite der Stadtmauer hörten auf einmal einen lauten Kriegsschrei, und sehen Hunderte von Leuten auf Pferde, die auf sie zugeritten und zugerannt kommen. Jeanne d'Arc beteiligt sich nicht nur an der Schlacht, sondern ist an der vordersten Front mit dabei. Sie schreit Befehle und Formationen wild umher und versucht, die furiose Masse in den Griff zu bekommen. Genau in diesem Moment wird sie von einem Pfeil in die Schulter getroffen. Nichtsdestotrotz ignoriert sie den Schmerz, denn sie muss stark bleiben. Sie muss als Zeichen der Freiheit vor den Franzosen stehen und ihnen Hoffnung und Mut bringen. Nichts darf diesen Hoffnungsschimmer im Hundertjährigen Krieg untergehen lassen. Das muss der Beginn des befreienden Aufstands Frankreichs sein.

Die Schlacht ging schneller vorüber als erwartet. Ganz Frankreich war von diesem Erfolg überrascht. Die Legenden über Jeanne d'Arc verbreiteten sich über den ganzen europäischen Kontinent. Durch diesen Kriegszug waren am Himmel wieder Sterne der Hoffnung zu sehen. Die ganze Nation setzte sich für ihre Befreiung ein. Mit dieser Tat konnte der Hundertjährige Krieg endlich ein mit dem ständigen Leiden ein Ende finden. Jeanne d'Arc war eine Heldin, die eine prägende Rolle im Hundertjährigen Krieg spielte.

32

Das idyllische Leben auf dem Hof Royallieu

Patrick Eugster

Gabrielle Chasnel (1883-1971), auch als Coco Chanel bekannt, stammt aus armen Verhältnissen, die Mutter ist Wäscherin und der Vater ist Hausierer. Im Alter von 22 Jahren lernt sie ihren ersten Geliebten Étienne Balsan kennen. Mit seiner Hilfe eröffnet sie 1913 ihre erste Modeboutique namens Chanel Mode. Darauf folgen ihre Erfolge wie das Kleine Schwarze und das Parfum Chanel N° 5. Nach ihrem Durchbruch bekommt sie einige Jahre später internationale Kunden wie Marlene Dietrich. Trotz der Schattenseite, Agentin der deutschen Nationalsozialisten gewesen zu sein, gilt sie heute als Mutter der modernen Mode.

Es war Sonntagnachmittag und Chanel saß im Garten auf einem Holzstuhl und trank Tee aus einer Porzellantasse. Neben ihr saß Étienne Balsan ebenfalls gemütlich, genoss die wärmende Sonne und ass dabei ein Stück Croissant. Währenddessen ging ihr die Geschichte, wie sie sich kennengelernt hatten, wieder durch den Kopf. Denn Chanel lebte noch nicht lange bei Balsan. Sie hatte ihn vor ungefähr vier Jahren kennengelernt. Damals jobbte sie noch nach ihrem gescheiterten Versuch, Sängerin zu werden, als Bademeisterin in einer kleiner Badeanstalt in der Nähe von Paris. Sie erinnerte sich daran, als wäre es gestern gewesen. Das Wasser schimmerte blau in der Sonne, als Balsan mit einem Lächeln aus dem Wasser kam und ihr direkt in die Augen sah. Es war Liebe auf den ersten Blick. Kurz darauf folgte sie ihm auf sein riesiges Anwesen Royallieu in der Nähe des Schlosses von Compiègne. Es gefiel nicht allen, dass Chanel auf den Hof kam, denn sie stammte aus sehr armen Verhältnissen und wurde aufgrund ihres Klassenabstandes in der hierarchisch aufgebauten französischen Gesellschaft nicht als Geliebte Balsans akzeptiert. Daher bezeichnete man ihr Verhältnis zu Balsan auch als eine Mesalliance. Dennoch wurde sie mit 23 Jahren seine Mätresse und lebte dort.

Plötzlich riss eine Stimme Chanel aus den Gedanken und sie schaute fragend zu Balsan, der beim Anblick ihres verwirrten Gesichtes gerade lachen musste. Es war nichts Neues für ihn, dass sie wieder einmal mit den Gedanken komplett woanders war. Er merkte bereits schnell, dass Chanel nicht wie er einfach ohne jegliche Beschäftigung in der Sonne sitzen konnte. Daher fragte er sie erneut: „Wollen wir reiten gehen?“ Bals-

an hielt auf seinem Anwesen einen Rennstall und züchtete Pferde. Da konnte Chanel nicht Nein sagen und war sofort begeistert. Sie liebte das Reiten und trieb gerne Sport, da sie auf dem Hof schnell mit dem müßiggängerischen Leben Bekanntschaft gemacht hatte. Im Stall angekommen, stieg der starke Geruch von Stroh in die Nase von Chanel und sie musste niesen. Balsan musste dabei grinsen und überliess ihr die Wahl, ein Pferd zum Reiten auszusuchen. Er hatte verschiedene Pferde, dabei gefiel Chanel der Schimmel am besten. Sattel und Zaumzeug wurden von einem Angestellten des Hofes besorgt und an das Pferd geschnallt. Das Reiten selbst hatte Balsan selbst ihr beigebracht. Anfangs war sie noch unsicher gewesen auf dem Pferd und drohte ständig herunterzufallen. Die beiden mochten es sehr, im Wald von Compiègne zu reiten. In der Natur zu Abwechslung anstatt in den menschenüberfüllten Städten. Besonders an den heißen Sommertagen spendeten Bäume kühlenden Schatten. Das Einzige dabei war der Gestank, wenn die Pferde ihr Geschäft verrichten mussten oder schlimmer die plagenden Fliegen, die ständig um sie summten. Gegen Ende des Nachmittags kamen sie zurück und mussten sich auf das Fest am Abend vorbereiten. Denn Balsans Industrie hat einen neuen Vertrag geschlossen, der gefeiert werden musste. Einige Angestellten des Hofes hatten schon fast alles vorbereitet, damit Balsan und Chanel sich nur noch frischmachen mussten, um in passender Kleidung aufzutreten. Sie selbst mochte die schönen Kleider der Adligen, aber das Korsett empfand sie schon immer als sehr unangenehm. Kurze Zeit später trafen die ersten Gäste ein. Für Chanel war es immer eine Qual, alle Gäste willkommen zu heißen. Trotz deren freundlichen Begrüßungen wusste sie, dass die meisten sie aufgrund ihrer Abstammung überhaupt nicht leiden konnten. Einige schauten oft verächtlich zu ihr, als ob sie Chanel am liebsten vom Hof verjagen würden. Chanel ließ sich aber nichts anmerken und verhielt sich trotz der abwertenden Blicke ruhig. Sie versuchte trotzdem immer, die Abende zu genießen. Für sie waren alle sowieso nur reiche und abgehobene Schnösel. Nachdem alle Gäste eingetroffen waren, ging es zum Abendmahl. Im Speisesaal stand ein sehr langer und massiver Tisch aus Eichenholz, auf dessen Oberfläche das Flackern der Kronleuchter mit brennenden Kerzen zu erkennen war. Das Essen bestand aus fünf verschiedenen Gängen und viel Rotwein. Dabei wurde viel geredet und gelacht. Chanel liebte das Essen auf dem Hof, insbesondere die Fleischgerichte genoss sie. Immer, wenn der Koch das Boeuf Bourguignon brachte, lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Sie selbst musste sogar aufpassen, dass sie wegen all dem köstlichem Essen nicht noch dick wurde. Im Verlauf des Abends benahmen sich die Leute betrunken und mit vollgeschlagenen Bäuchen gegenüber Chanel immerhin weniger feindselig. Mit vielen

kam sie dabei doch noch ins Gespräch. Dabei wurde sie auch oft nach ihrer Vergangenheit gefragt. Denn Chanel hatte eine Kindheit in sehr ärmlichen Verhältnissen gehabt, und nach dem Tod ihrer Mutter wurde sie an ein Waisenhaus weitergegeben, wo sie bis zum Erreichen ihres 18. Lebensjahr lebte. Einige Gäste wussten gar nicht, was Arbeiten eigentlich bedeutete, da die meisten bereits in eine reiche Familie geboren wurden. Für Chanel lebten den Gästen wie in einem goldenen Käfig und mit einem sehr langweiligen Lebensstil. Chanel hingegen musste sich überall durchkämpfen und hatte es als Frau in dieser Männergesellschaft nicht gerade leicht. Sie hatte sich an dieses Leben bereits ein wenig gewöhnt. Das einzig Peinliche, was sie aber für sich behielt, war, dass man bei ihrer Geburt ihren Namen falsch auf die Urkunde geschrieben hatte. Nämlich steht drauf Chasnel und nicht Chanel. Dies konnte sie auch nicht mehr ändern, da es damit wieder zum Vorschein kommen könnte – sie schämte sich zu sehr dafür. Nach dem Essen gingen alle in den großen Tanzsaal. Dieser war geschmückt mit Gemälden und einem prächtigen Kronleuchter, und es wurde wieder viel getrunken und getanzt. Dies gefiel Chanel wieder besonders, da sie bereits früher gerne gesungen hatte, auch wenn nicht so erfolgreich. Trotzdem mochte Balsan und seine Gäste es, wenn sie ihre reizende Stimme präsentierte.

Die folgenden Jahre blieben größtenteils gleich. Nur wenig änderte sich. Deshalb langweilte sie sich und probierte neue Dinge aus. Dabei stieß sie auf die Tätigkeit, Kleider zu erstellen; eine alte Leidenschaft von ihr. Denn bereits in der Vergangenheit hatte sie, obwohl sie in einem Babyartikelgeschäft angestellt war, private Aufträge als Schneiderin angenommen. Damals war es für sie eine gute Nebenbeschäftigung, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Sie ahnte damals noch gar nicht, was sie in der Zukunft noch erwarten würde.

Somit wandte sie sich eines Morgens nach dem Frühstück wieder ihrem neuen Hobby zu. Dazu hatte sie sich im Anwesen ein eigenes Zimmer eingerichtet. Es war sehr gemütlich mit dem roten Sofa in der Mitte und davor eine nach ihrer maßgefertigten Schneiderpuppe, um sich die Stücke anzuschauen. Nebenan ein Tisch mit viel Papierskizzen und eine kleine Werkstatt, um die Kleider selbst zu kreieren. Also saß sie am Schreibtisch und arbeitete an ihrer letzten Skizze. Dabei hörte man in der nächsten Stunde, wie sie mit einem Bleistift über das Blatt kritzelte und immer wieder eines zerknüllte und wegwarf, wenn es ihr nicht gefiel. Falls ihr eine Skizze doch gefiel, versuchte sie es selbst zu kreieren. Dabei entwarf sie zum Beispiel ein lockeres schwarzes Kleid ohne Korsett. Für viele

wäre das damals etwas Unerhörtes gewesen. Aber Chanel nahm das ganz locker und wollte einfach ihre eigene Mode erschaffen, sie wollte etwas Spezielles und Mondänes tragen. Balsan beobachtete sie öfters vom Sofa aus und fragte dabei einst: „Warum ist es dir eigentlich so wichtig, eine eigene Art von Kleidung zu haben?“ Darauf antwortete Chanel: „Stil ist eine Art zu zeigen, wer du bist – ohne sprechen zu müssen.“ Da musste Balsan lachen und erwiderte: „Das ist der Grund, weshalb ich dich liebe; du bist nicht wie alle anderen Frauen.“ Chanel antworte darauf mit einem liebevollen Blick, der mehr als genug aussagte.

Der Stern des Ostens

Sonja Füglister

Katharina die Grosse (1729-1796) wird in das unbedeutende Fürstenhaus von Anhalt-Zerbst geboren. Mit nur 15 Jahren wird sie mit dem russischen Thronfolger Peter III. verheiratet. Katharina und Peter verstehen sich kaum und sie verbringt viel Zeit in der Bibliothek mit dem Studieren von aufklärerischen und historischen Texten. 1762 verübt Katharina einen Staatsstreich gegen Peter III. und besteigt danach den Kaiserthron von Russland. Sie fördert die Wissenschaft und Bildung und unter ihrer Führung etabliert sich Russland als eine europäische Grossmacht.

Eine riesige Menschenmasse hatte sich auf den Strassen von Moskau versammelt. Personen aus weit entfernten Regionen Russlands reisten an, um dem Ereignis des 22. Septembers 1762 beizuwohnen. In der Ferne waren die Kirchenglocke der Himmelfahrtskathedrale zu höre, die den Beginn eines neuen Zeitabschnittes in der russischen Geschichte ankündigten. Denn ab diesem Tag sollte eine neue Herrscherin an der Spitze der russischen Regierung stehen. Katharina II – oder wie sie nach ihrem Tod bekannt wurde Katharina die Grosse – wird an diesem Tag zur alleinherrschenden Kaiserin Russlands gekrönt. Eine Kutsche auf dem Weg zur Kathedrale bahnte sich einen Weg durch die Menge, dicht gefolgt von Soldaten in grün-roter Uniform. Darin beobachtete Katharina II., wie die Menschen ihr voller Begeisterung zujubelten und applaudierten. Sie dachte daran, wie sie vor fast zwei Jahrzehnten aus ihrer Heimat Anhalt-Zerbst nach Russland geholt worden war. Sie erinnerte sich an ihren Weg von der Grossfürstin hin zur Kaiserin und wie sie es geschafft hatte, in nur wenigen Tagen die alte Regierung zu stürzen und am heutigen Tage selbst zur Kaiserin gekrönt wurde: Niemals hätte ich es mir erträumen können, alleine solche eine Masse zu begeistern. Damals beherrschte ich nicht einmal die russische Sprache. Von dem russischen Zarenhof wusste ich kaum etwas und trotzdem habe ich es hierhin geschafft.

Fast zwei Jahrzehnte musste sie ein Leben als Grossfürstin von Russland an der Seite ihres Gatten Peter III. ertragen. Während dieser Zeit wurde sie wie eine Marionette behandelt. Dreimal täglich wurde sie für mehrere Stunden umgekleidet. Jeden Tag aufs Neue war ihre Aufgabe, Gäste zu unterhalten und mit einem Lächeln uninteressanten Tischgespräche zuzuhören. Katharina langweilte sich tödlich und sehnte sich nach

einer anspruchsvolleren Beschäftigung. Anstatt an den gesellschaftlichen Anlässen teilzunehmen, verbrachte sie ihre Zeit in der Bibliothek. Von Romanen bis zu aufklärerischen Texten, alles wurde von Katharina verschlungen. Die Geschichten, Lehren und Theorien, die Katharina in der Bibliothek aufsog, waren weit spannender als das Leben am Hof. Für die Gerüchte und Tuscheleien, die im Winterpalast ihre Runden machten, konnte sich Katharina nie begeistern. Lieber beschäftigte sie sich mit Philosophen wie Descartes, Kant, Diderot und Voltaire.

Als die Kaiserin Elisabeth 17 Jahre nach der Ankunft Katharinas in Russland verstarb, änderte sich alles. Eine Unsicherheit machte sich in ganz St. Petersburg breit. Die Kirche und der Adel konnten sich ihrer Machtpositionen nicht mehr sicher sein. Welche Politik würde Peter verfolgen und wen würde er begünstigen? Auch auf Katharina begann eine Zeit der Veränderung und Unsicherheit. Mit dem Tode von Elisabeth wurde Peter zum neuen Kaiser ernannte, was sie neu zur Kaiserin machte. Diese Position war aber nicht so sicher, wie sie anfänglich dachte. Zum ersten Mal fing sie an, auf das Getuschel zu hören. Immer öfter waren die Namen Peter, Jekaterina Woronzowa und Katharina in einem Atemzug. Angeblich wollte sich Peter III. von Katharina trennen und seine neuste Geliebte heiraten. Aber eine wirkliche Überraschung waren diese Neuigkeiten nicht. Seit Beginn ihrer Eheschliessung kamen die beiden nicht miteinander aus. Anfänglich spielte Peter jeden Abend mit seinen Holzsoldaten und ahmte Schlachten nach, wofür sich Katharina kein bisschen begeistern konnte.

Während den ersten Monate nach unserer Hochzeit versuchte ich alles um sein Aufmerksamkeit zu erregen und liess ich mich noch auf seine Kriegsspielereien ein. Nach einer Weile war mir das Ganze aber einfach zu kindisch. Auch der Thronerbe, für den ich ursprünglich nach Russland geholt wurde, war noch lange nicht in Sicht. Aber wie konnte das alleine mir vorgeworfen werden, wenn es doch Peter war, der keinerlei Interesse zeigte. Schon in unserer Hochzeitsnacht spielte Peter lieber mit seinen Holzsoldaten. Irgendwann hatte ich genug von seinem Verhalten und schaffte immer mehr Distanz zwischen uns. Peter war kein bisschen traurig darüber und tat dasselbe. Jetzt aber zeigten sich die Auswirkungen dieses Handelns, reflektierte Katharina, denn sie wusste, wie düster ihr Leben nach einer Trennung von Peter aussehen würde.

Für sie würde das bestenfalls eine Zukunft zurück in ihre Heimat Deutschland oder ein Leben im Kloster bedeuten. Damit wäre ihr gesellschaftlicher und politischer Einfluss zu Ende. Katharina musste handeln. Ihr Leben am Zarenhof wollte sie um keinen Preis aufgeben. Schlimms-

tenfalls würde sie in einen tragischen Unfall verwickelt werden. Was hatte sie zu verlieren? Tat sie nichts, würde sie den Rest ihres Lebens in der Bedeutungslosigkeit verbringen. Wenn sie aber jetzt schnell handelte und sich gegen die Vorhaben von Peter auflehnte, könnte sie mehr Macht erlangen, als sie sich jemals hätte vorstellen könnte.

Sechs Monate, nachdem Peter zum Kaiser ernannt wurde, am frühen Morgen des 28. Juni 1762, verliess die Katharina den Winterpalast, um sich auf den Weg zu der wohl grössten Herausforderung ihres Lebens zu machen. Gefolgt von ihren engsten Verbündeten, ihrem Geliebter und hochrangigen Offizier Grigori Grigorjewitsch Orlow und seinem Bruder Alexei Grigorjewitsch Orlow, ritt sie zur Kaserne des Ismailowski-Regiments. Die Strassen von St. Petersburg waren noch leer. Es wehte ein kühler Wind durch die engen Gassen. Der Fluss Newa reflektierte die Sonne, die noch tief am Horizont stand. Eine Stille umhüllt die Stadt an diesem Morgen. An den hohen Wänden der Häuser hallte das Getrappel der Pferdehufen nach. Katharina wusste, was heute auf dem Spiel stand. Jedes Mal, wenn sie nur daran dachte, was passieren würde, sollte sie bei ihrem Vorhaben scheitern, lief es ihr eiskalt den Rücken runter. Würde das Stürzen von Peter III. misslingen, würde sie sicherlich verhaftet oder im schlimmsten Falle sogar getötet werden. Dabei wusste Katharina, dass sie die Rolle der Kaiserin viel besser beherrschen würde als Peter-

Im Gegensatz zu Peter verstehe ich wie das russische Volk denkt, rief sie sich ins Gedächtnis. Schon seit sechs Monaten ist er an der Macht und hat sich immer noch nicht krönen lassen. Er versteht nicht, dass das russische Volk die Krone verehrt und nicht denjenige, der sie trägt. Peter als Person ist dem Volk unwichtig. Zudem weiss jeder, wie sehr er Russland selbst verachtet und nur das Deutsche und Preussische wertschätzt. Er ist überzeugt davon, dass ihn die Russen liebten. Nichts könnte weiter entfernt von der Wahrheit sein. Bereits vor seiner Amtsübernahme gab es etliche hochstehende Persönlichkeiten im Militär und im Adel, die seine Führungsfähigkeiten anzweifelten. Sie wussten, dass Peter mit seiner Politik alles Glorreiche, für das Russland steht, zerstören würde. Seine Pläne geht er zwar mit einer Entschlossenheit an, die ich nicht von ihm erwartete, doch hat er keine Ahnung, was sich gegen ihn zusammenbraut – und genau das werde ich ausnutzen.

Seit Wochen sondierten Grigori und Alexei Orlow für Katharina die Lage. Ein bisschen Nachdruck hier, ein schönes Sümmchen da und die Zahl meiner Gefolgsleute wuchs. Von der Kirche und dem Adel konnte sie sich bereits der Unterstützung sicher sein. Der Kirche versprach sie, sie vor der drohenden Enteignung zu schützen. Dem Adel versicherte sie die

Leibeigenschaft weiterhin beizubehalten und ihnen somit ein sicheres Einkommen zu garantieren. Nun fehlte nur noch das Militär. Bei der Kaserne wurde sie von mehr als 14000 Mann des Ismailowski-Regiments erwartet. Es war eine der vier Eliteeinheiten im russischen Kaiserreich. Vor ihr soll Katharina ein Rede halten und sie überzeugen, sich ihr anzuschliessen. Sollte ihr dies gelingen, hätte Peter keinen anderen Ausweg, als sich zu ergeben und von seinem Amt als Zar abzutreten. Die Rede allein würde über das Gelingen oder Scheitern ihrer Machtübernahme entscheiden.

Endlich kamen sie bei der Kaserne an. Auf dem Platz vor dem Gebäude versammelte sich bereits mehrere hundert Soldaten, die alle auf die Ankündigung der Kaiserin warteten. Sie alle trugen die russische Militäruniform: einen dunkelgrünen Mantel, ein rotes Hemd und eine Hosen in der gleichen Farbe sowie einen schwarzen Zweispitzhut. Laut wurde Katharinas Eintreffen angekündigt: „Die Gattin von Zar Peter III., Kaiserin Katharina II." Katharinas Herz raste vor Aufregung und ihr Atem wurde immer schwieriger zu kontrollieren. Noch nie zuvor hatte sie vor solch einer Menge gesprochen. Sie atmete tief durch und begann dann mit fester Stimme zu sprechen: „Die Stunde ist gekommen, in der wir unser Land vor der grössten Gefahr beschützen müssen. Unsere Kirche ist in Gefahr. Unser Volk ist in Gefahr. Peter III. regiert nicht für seine Untertanen, nicht für Russland. Er will einzig und allein seinen preussischen Interessen nachgehen. Die Ehre Russlands wurde durch den Abschluss eines Friedensvertrages mit unserem Todfeind dem Kaiser Preussens Friedrich II. mit Füssen getreten. Peter III. will in den Krieg mit Dänemark ziehen, um verlorene Gebiete für Preussen zurückerobern. Russische Soldaten sollen für eine deutsche Sache in die Schlacht ziehen und ihr Blut vergiessen. Mit seiner selbstgefällige Kriegspolitik droht unser Land unterworfen, ja, geopfert zu werden. Eure Treue entscheidet, wer auf Russlands Thron sitzt wird. Eure Tugend entscheidet, wie dieser Kampf ausgeht. Eure Tapferkeit entscheidet, wie die Zukunft Russlands aussehen wird. Wir müssen dieser selbstherrlichen und skrupellosen Regierung ein Ende zu setzen. Ich sehe mich verpflichtet, mit Gottes Hilfe und mit dem aufrichtigen Wunsch unserer treuen Untertanen und der Kirche den Thron zu besteigen als alleinige und unumschränkte Herrscherin Russlands." Für einen Moment herrschte eine absolute Stille. Nur der Wind war zu hören, wie er sanft durch die Bäume wehte. Doch dann begann eine Gruppe von Soldaten zu jubeln. Immer mehr und mehr Soldaten stimmten ein, bis die ganze Masse im Einklang wiederholt „Matushka" riefen. Katharina hat es geschafft, das Regiment zu überzeugen. Die Krone Russlands war jetzt zum Greifen nah. Es gab nichts mehr, was sie jetzt noch aufhalten würde.

Noch immer schlug Katharina das Herz bis zum Hals, doch jetzt erfüllte sie ein Gefühl des Triumphs.

Die Ausrufung zur Kaiserin durch den Metropoliten von St. Petersburg vergingen wie im Rausch. Aber Katharina war noch nicht am Ziel. Solange Peter in Freiheit war, war ihre Position in Gefahr. Auch wenn bereits der Adel, der Klerus und die Garde auf ihrer Seite war, sollte man seine Feinde niemals unterschätzen.

Katharina ritt mit 14'000 Soldaten als Gefolge nach Peterhof, wo sich Peter zu dieser Zeit aufhielt. Es gab niemanden, der Peter vor Katharinas Machtübernahme warnte. Niemand, der ihm sagte, wie die Katastrophe noch abgewendet werden könnte. Seine Gefolgsleute liefen ihm davon, als sie von Katharinas Aufmarsch hörten. Peter versuchte, nach Kronstadt zu flüchten. Dort erwartete er Unterstützung des Preussischen Königs Friedrich II. Diese kam aber viel zu spät an. Katharinas Garden nahmen ihn fest und brachten ihn wieder zurück nach Peterhof. Dort brach er regelrecht in sich zusammen. Er versicherte Katharina, dass sein einziger Wunsch ist, wieder zurück nach Deutschland zu gehen. Kurz darauf unterschrieb er seine Abdankungsurkunde. Somit war Katharinas Stellung als Alleinherrscherin Russlands gesichert. In nur einem Tag hatte sich das Schicksaal von Russland und von ihr gewendet.

Die Kutsche hielt. Der Lakai öffnete die Tür und Katharina richtete sich auf. Wenige Wochen, nachdem Peter von Katharinas Garden festgenommen wurde, starb er. Angeblich war es bei Tisch zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung gekommen. Während Katharina sich von ihrer Kutsche entfernte, verfolgte sie der Gedanke an Peters Tod.

Am Morgen meiner Machtübernahme habe ich unter keinen Umständen erwartet, dass nicht ich, sondern Peter in solche einen tragischen Unfall verwickelt werden würde. Auch wenn er für mich eine Bedrohung war, solange er noch lebte, habe ich seinen Tod nie in Auftrag gegeben. Aber hätte ich nicht wissen sollen, dass es so kommen würde? Sollte ich mich nicht für seinen Tod verantwortlich fühlen? Obwohl ich nie vorhatte, Peters Tod anzuordnen, bin ich an seinem Tod nicht unverschuldet. Für so lange Zeit hatte ich kaum etwas mit ihm zu tun gehabt und trotzdem bestimmte er einen Grossteil meines Lebens. Wie sollte ich mich nach seinem Tod fühlen? Ich bin nicht traurig über den Tod meines Ehemannes und ich bedauere ihn nicht. Doch auch wenn ich mich nicht über seinen Tod freue, ich muss zugeben, mir kommt sein Tod nicht ungelegen.

Als Katharina die Treppen zu der Kathedrale hinaufstieg, beschloss sie, dass sie nicht mehr über den Tod von Peter nachdenken zu wollen:

Ich sollte mir nicht den Kopf über Peters Tod zerbrechen. Meine Ideen und Pläne wie ich Russland gestalten will, erfordern jetzt meine ganze Aufmerksamkeit. Mein Russland wird niemals für ein anderes Land in den Krieg ziehen und sich in keiner Weise nach einem anderen Land richten. Russland ist ein Land voller Kultur und Traditionen und braucht kein Einfluss anderer. Mein Russland wird mächtiger, wohlhabender und gebildeter sein als jemals zuvor. Der Stern des Ostens wird aufgehen. Von dieser Seite wird das Licht zurückkehren. Denn hier, in den schwelenden Anfängen, ist mehr Kraft und Intelligenz als irgendwo sonst auf der Welt, dachte Katharina, als sie durch die prächtigen Eingangstore in die Kathedrale trat und ihr Leben als Kaiserin Russlands begann.

Zufälle

Hannah Gerster

Maryam Mirzakhani (1977-2017) wächst in einer weltoffenen Familie im Iran auf. Obwohl die Revolution und der Krieg erst gerade zu Ende gehen, besucht sie normal die örtliche Schule. Ihre Leidenschaft und ihr Talent für die Mathematik wird durch ein einfaches Rätsel, das ihr Bruder ihr stellt, geweckt. Bis sie Mathematikerin ist, wird sie von Lehrern und ihrer Familie unterstützt, und nachdem sie zweimal die Mathematik-Olympiade gewinnt, studiert sie an der Sharif-Universität Mathematik. Schlussendlich wechselt sie an die Harvard-Universität und wird im Alter von 37 Jahren mit der Fields-Medaille für ihre Errungenschaften ausgezeichnet.

Mit überkreuzten Beinen saß Maryam im langen, hell beleuchteten Gang des Krankenhauses in Standford, Kalifornien. Schon seit einer halben Stunde wartete sie auf das Öffnen der gegenüberliegenden Türe und das Erscheinen des Arztes. Rechts und links von ihr verschwand der Gang in unzähligen Abzweigungen, die zu weiteren Teilen des Krankenhauses führten. Der Boden, die Wände und die Decke waren weiß gestrichen, was den Korridor noch greller erscheinen ließ. Maryam schloss die Augen und versuchte, sich nicht auf das Ticken der Uhr zu konzentrieren. Sonst würde sie noch wahnsinnig werden. Wenn doch wenigstens jemand hier wäre, mit dem sie reden könnte. Doch der Gang war menschenleer und nur manchmal drangen Stimmen von außen bis zu ihr. Die Langeweile nagte zunehmend an ihr und sie hoffte, dass der Arzt bald erscheinen würde. Das dämmrige und flackernde Licht des Korridors machte das Warten jedoch nicht gerade angenehmer und langsam verspürte sie eine sich breitmachende Müdigkeit. Wenn das so weitergeht, werde ich noch lange nicht meinen Schlaf von gestern Nacht nachholen können, dachte sie sich und regte sich über ihre eigene Ungeduld auf. Da sie die gestrige Nacht kein Auge zugetan hatte, war sie jetzt todmüde und wollte sich am liebsten auf die Sitzreihe hinlegen. Doch wie würden die Ärzte reagieren, wenn sie sie schlafend im Gang antreffen würden? Das wäre sicher keine gute Idee. Blamieren will ich mich sicher nicht, rechnete sie sich aus. Nur schon beim Gedanken an letzte Nacht bekam Maryam ein mulmiges Gefühl. Stundenlang studierte sie an allem Möglichen herum und fand einfach keine Ruhe. Wenn sie den ganzen Tag arbeitete und sich in die Breiten der Mathematik vertiefte, fand sie keine Zeit mehr, um sich um andere Gedanken zu kümmern. Diese Gedanken machten sich dann manchmal

nachts bemerkbar. Vergangene Nacht war ihr ein wichtiger Brief, den sie vor einigen Tagen in ihrem Briefkasten gefunden hatte, einfach nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Es war kein gewöhnlicher Brief, den man öfters zugeschickt bekam, sondern ein Brief, den sich jeder Mathematiker im Briefkasten wünschte. Dass sie jemals in ihrem Leben einen solchen Brief bekommen würde, hätte sie niemals gedacht. Maryam hatte schon von vielen Auszeichnungen in der Mathematik gehört und wurde auch schon für einige ihrer Arbeiten ausgezeichnet. Doch der Inhalt des Briefes übertraf ihre Vorstellungen. Im Brief stand, dass sie, Maryam Mirzakhani, für ihre Arbeit zur hyperbolischen Geometrie und Teichmüllertheorie zusammen mit drei anderen Mathematikern mit der Fields-Medaille ausgezeichnet wird. Maryam war völlig überwältigt. Nicht, dass der Erfolg der Auszeichnung mit einer Fields-Medaille allein schon groß wäre! Sie würde auch die erste und bislang einzige Frau sein, die mit der höchsten Auszeichnung der Mathematik belohnt wird. Zuerst erfüllte Maryam eine Welle der Überraschung und Ungläubigkeit. Erst als sie diese unglaubliche Information verarbeitet hatte, überkamen sie Freude und Stolz. Als sie dann abends im Bett lag und krankhaft versuchte einzuschlafen, ließen sie die Gedanken an die Fields-Medaille nicht mehr los. Am meisten beschäftigte sie die Preisverleihung. Werde ich dann vor großem Publikum stehen und die Auszeichnung vor aller Augen entgegennehmen müssen? Werde ich ein Interview führen müssen? Wilde und ungeordnete Gedanken schossen ihr bis ins Morgengrauen durch den Kopf und sorgten dafür, dass sie, ohne eine Stunde Schlaf gekriegt zu haben, morgens aus dem Bett stieg. Dass dieser Zeitpunkt der kalten Realisation genau auf die Nacht vor dem Arztbesuch traf, war natürlich Pech. Für jede ärztliche Untersuchung würde man doch frisch und munter sein und den Arzt nicht mit dunkeln Augenringen erschrecken wollen, doch manchmal kann man sich das Glück eben nicht aussuchen. Dass Maryam ohnehin hier im Krankenhaus war, war keine geplante Sache, sondern eher eine bestimmte Aufforderung ihres Ehemannes. Schon seit einigen Wochen verspürte Maryam eine ständige Müdigkeit, die sie überall hinbegleitete. Wenn sie in der Universität unterrichtete, musste sie damit kämpfen, sich nicht ständig hinzusetzen und eine Pause einzulegen und wenn sie sich ihrer Forschungsarbeit widmete, hatte sie Mühe, sich auf die Formeln und Rechnungen zu konzentrieren und nicht den Kopf auf den Tisch zu legen. Aber auch zu Hause nahm die Müdigkeit immer wieder Überhand. Auf dem Sofa Bücher zu lesen, wurde zu einem Problem, da sie ständig einnickte, und beim Kochen zu stehen war auch mehr eine Anstrengung als ein Vergnügen. Dazu kam, dass neben der Müdigkeit im Kopf auch ihr körperliches Wohlbefinden nicht mehr das Alte war. Die Treppe hochzugehen stellte sich als Schwierigkeit dar, weil ihr oft der Atem ausging und sie kurz anhalten musste. Als sie sich bei ihrem Ehemann darüber be-

schwerte, schaute sie dieser besorgt an und schickte sie sofort zur Untersuchung ins Krankenhaus. Und nun saß sie da und wartete. Dass ihr Ehemann ihr riet, ins Krankenhaus zu fahren, fand sie übertrieben. Was sollte ich denn schon haben, fragte sie sich. Wahrscheinlich muss ich abends früher ins Bett gehen und vielleicht weniger arbeiten, überlegte sie. Sie schaute auf die tickende Uhr. Nun war schon eine Stunde vergangen, seitdem sie es sich hier auf den Sitzen bequem gemacht hatte. Langsam hatte sie echt keine Lust mehr, untätig herumzusitzen, doch bevor ihre Geduld endgültig zu Ende ging, hörte sie Schritte im Zimmer hinter der Tür. Die Türklinke wurde nach unten gedrückt und der Arzt trat hinter der Tür hervor. Mit schnellen und festen Schritten ging er über den weißen Boden auf sie zu. Als Maryam in sein Gesicht blickte, konnte sie so etwas wie Besorgnis sehen und wurde plötzlich unsicher. Wenn es doch etwas Ernstes ist und mein Mann Recht hatte, schoss ihr durch den Kopf. Ein Angstgefühl überkam sie. Der Arzt setzte sich vorsichtig neben sie und blickte auf die Bilder, die er auf seinen Schoss gelegt hatte. „Gerade haben wir die Ultraschallbilder zurückbekommen", sagte er. In seiner Stimme schwang tatsächlich Besorgnis mit. „Es tut mir leid, Ihnen das mitteilen zu müssen, aber die Ultraschallbilder sind deutlich. Sie haben Brustkrebs." Mit diesen Worten veränderte sich vieles in Maryams Leben.

Langsam trottete Maryam Richtung Ausgang des Krankenhauses. Die Gänge, die sie entlanglief, kamen ihr vor wie ein Labyrinth, das nicht mehr enden wollte. Doch wollte sie überhaupt, dass es endete? Wollte sie das Krankenhaus verlassen und in die Außenwelt der Mitmenschen, die noch ihre rosa Brille aufhatten, zurück? Sie wusste es nicht. Wie sollte sie ihrem Ehemann mitteilen, dass sie Krebs hatte? Auch das wusste sie nicht. In Filmen hatte sie schon oft gesehen, dass Krebskranke traurig waren und Angst hatten, wenn sie erfuhren, dass sie an Krebs litten. Doch Maryam verspürte weder Traurigkeit noch Angst. Stattdessen hatte sich in ihr eine große Leere ausgebreitet, die jede einzelne Ecke von ihr erfüllte. Wie ein Geist, der auf der anscheinend unmöglichen Suche nach dem Ausgang war, irrte sie in den Gängen des Krankenhauses herum. Rechts und links neben sich konnte sie Kranke sehen, die in Rollstühlen umhergeschoben wurden oder vor Untersuchungszimmern auf ihren Termin warteten. Vor einer halben Stunde wartete auch sie auf ihren Termin und ahnte keineswegs, was auf sie zukommen würde. Diese Menschen sind wohl auch so ahnungslos wie ich, dachte sie sich und wünschte, sie wäre immer noch ahnungslos. Daran, dass sie in Zukunft öfters im Krankenhaus sein werde, musste sie sich jetzt gewöhnen. Ihr Arzt hatte ihr erzählt, dass der Krebs sie immer mehr schwächen würde und sie nächste Zeit viel im Krankenhaus sein werde. Dabei sprach er sehr leise und versuchte, sie keinesfalls mit Informationen zu überwältigen, und wiederholte mehrmals, dass sie jederzeit bei Fragen anrufen kann. So bedrückt und vorsichtig, wie er war,

glaubte sie, dass er trauriger war als sie, doch sie war sich sicher, dass das nur daran lag, dass sie zuerst die Information verarbeiten musste. Sie glaubte, dass später auch bei ihr die Traurigkeit noch einsetzen würde. Zum Schluss sagte er noch, dass sie sich die möglichen Therapiemöglichkeiten überlegen solle und sie sich dann in aller Ruhe entscheiden könne. Entscheiden musste sie sich gar nicht mehr, denn sie wusste schon jetzt, dass sie sich für die Chemotherapie entscheiden und alles tun würde, um den Krebs zu besiegen. Aufgeben und sich der Krankheit hinzugeben, das kam für sie nicht in Frage. Genau wie in der Mathematik. Keine ihrer Arbeiten hatte Maryam innerhalb eines Tages geschrieben. Sie wusste, dass Mathematik Geduld und Willenskraft braucht und man auch nicht bei einem Problem, das aufgetaucht ist, den Kopf in den Sand stecken sollte. Aufgeben war noch nie die Lösung für Maryam gewesen. Weder in der Mathematik noch im realen Leben. Also wusste sie, dass sie den Krebs wie eine Matheaufgabe behandeln musste. Anfangs sieht es aus wie ein bedrohlicher Berg, doch wenn man ihn Schritt für Schritt mit Geduld und Beharrlichkeit zu bearbeiten beginnt, ist jeder Berg überwindbar.

Völlig in Gedanken versunken, stand sie plötzlich vor der Tür zum Ausgang. Hier waren wesentlich mehr Menschen unterwegs als in den grellen Gängen des Krankenhauses. An der Rezeption wurden fleißig Kundendaten aufgenommen und in den Computer eingetippt. Die Schiebetüren des Hauptein- und -ausgang öffneten sich ständig und neue Leute kamen herein. Im Unterschied zu Maryam schienen all diese Menschen ein Ziel zu haben. Einige waren hier, um Verwandte abzuholen, andere saßen im Wartezimmer und warteten, um von jemandem zur Untersuchung abgeholt zu werden. Maryam wurde weder von jemandem abgeholt, noch wartete sie auf jemanden. Wo sollte sie nur hin? Sollte ich einfach nach Hause fahren und meinem Ehemann von meiner Diagnose erzählen, fragte sie sich. Nach kurzem Überlegen war sie sich sicher, dass sie dafür noch nicht bereit war, und entschied sich, sich ins Wartezimmer zu setzen. Wenigstens konnte sie so tun, als warte sie auf jemanden. Im Gegensatz zu den unbequemen Sitzreihen in den Gängen des Krankenhauses, war das Sofa, auf das sie sich hinhockte, erstaunlich weich. Auch das Licht war einladender. Die Menschen, die um sie herumsaßen und in irgendwelche Magazine vertieft waren, beruhigten sie. Dass vielleicht auch diese Menschen eine schlimme Diagnose bekommen und eine schwierige Zeit vor sich hatten, gab ihr Kraft und das Gefühl, dass sie nicht allein war. Seitdem der Arzt ihr gesagt hatte, dass sie Krebs habe, verspürte sie zum ersten Mal etwas anderes als Leere, und auch wenn damit ein wenig Angst und Traurigkeit mitschwang, war Maryam froh, nicht mehr das Gefühl der Leere in ihr zu spüren. Langsam wandte sie ihren Blick von den lesenden Menschen ab und blickte durch die Schiebetüren in den Park des Krankenhauses. Schmale Wege schlängelten sich durch den Park und waren umgeben

von saftig grünen Büschen und einzelnen alten Bäume, deren Äste umarmend auf die Wege herabhingen. In der Mitte befand sich eine majestätische Rotbuche, die fast so hochgewachsen war wie das Krankenhaus. Im ihrem Schatten standen einige weiße, einladende Gartenstühle, die keineswegs an den Park eines Krankenhauses erinnerten, sondern eher an einen idyllischen Ferienort. Ein wenig wie zu Hause, dachte Maryam. Das Bild der Rotbuche und der schneeweißen Stühle erinnerte Maryam an den Garten in ihrer Heimatsstadt Teheran, in dem sie früher mit ihren Brüdern Verstecken gespielt hatte. Das Haus, in dem Maryam aufgewachsen ist, war vollständig mit blühenden Blumen, dichten Büschen und gigantischen Bäumen umgeben und daher der perfekte Platz, um sich vor seinen Geschwistern zu verstecken. Manchmal haben sie ihre Brüder stundenlang gesucht, da sie immer die besten Verstecke gefunden hatte und damals noch die Geduld hatte, darin so lange zu verharren, bis sie jemand gefunden hatte. „Maryam, wo bist du? Komm sofort aus deinem Versteck heraus, sonst macht es keinen Spaß!“, haben sie verzweifelt gerufen. Beim Gedanken an ihre Brüder musste Maryam lächeln. Auch wenn ihre beiden grossen Brüder oft gemein zu ihr waren und sie mit gebastelten Pistolen abschossen, war sie unendlich dankbar, diese zwei Nervensägen in ihrem Leben zu haben. Schließlich würde sie ohne sie nicht dort stehen, wo sie jetzt war. Als Maryam nämlich noch ein kleines Mädchen war, wollte sie Schriftstellerin werden. Wahrscheinlich wäre sie das auch geworden, wenn ihre Brüder nicht gewesen wären. An dem Tag, an dem sich ihr Berufstraum änderte, konnte sie sich noch genau erinnern. Es war ein heißer Sommerabend im Ende Juli, als ihre Brüder am Küchentisch mit zusammengesteckten Köpfen saßen und sich leise über ein Rätsel unterhielten. Neugierig wie Maryam war, wollte sich unbedingt auch wissen, um was es in diesem Rätsel ging, doch wie erwartet, wollten ihre Brüder nichts vom Interesse ihrer kleinen Schwester wissen. Nach unzähligem Bitten und liebem Fragen willigten sie jedoch endlich ein. „ Im Rätsel geht es darum, wie man die ganzen Zahlen von 1 bis 100 einfach zusammenzählt, ohne alle Zahlen mühsam im Kopf zusammenzurechnen. Dass man das nicht tun muss, gibt es eine einfache und geniale Lösung. Wenn man die Zahlen betrachtet, sieht man, dass man Pärchen bilden kann, die alle die gleiche Zahl ergeben. Die erste und die letzte Zahl, also 1 und 100, die zweite und die zweitletzte Zahl, also 2 und 99, sind solche Pärchen und ergeben 101. Wenn man mit allen Zahlen Pärchen bildet, die 101 geben, findet man 51 Pärchen. So muss man nur noch 51 mal 101 rechnen und hat das Resultat 5050 schon gefunden. Eine schwierige Aufgabe und eine einfache Lösung. Siehst du, wie einfach das war? Das hättest du bestimmt nie gedacht“, erklärten ihr die Brüder und waren stolz, ihrer kleinen Schwester etwas beibringen zu können. Nicht nur ihre beiden Brüder, sondern auch Maryam war völlig fasziniert von dieser einfachen, aber dennoch sehr

eleganten Lösung. Und während sie am Küchentisch saß und beeindruckt zu ihren beiden grossen Geschwistern hinaufsah, wusste sie natürlich noch nicht, dass dieses Rätsel noch einiges verändern würde. Jetzt, 25 Jahre später, saß sie in Standford Kalifornien mit der Einladung zur Verleihung der Fields-Medaille, der höchsten Auszeichnung der Mathematik, in der Hand, und erinnerte sich an diesen Moment zurück. Wahrscheinlich hätte sie ihr Talent und ihre Leidenschaft für die Mathematik nie entdeckt, wenn sie nicht hartnäckig ihre Brüder gefragt hätte, ihr von dem Rätsel zu erzählen. Bestimmt war das alles nur Zufall, dachte Maryam und musste über den Gedanken, dass sie rein zufällig Mathematikerin geworden war, lachen. Das Leben als eine Reihe aus zufälligen Ereignissen zu betrachten, gefiel ihr, denn einzelne Ereignisse verloren so an Gewicht. Dass ich Krebs habe, ist also zufällig, überlegte sie und plötzlich kam ihr ihre Diagnose nicht mehr so beängstigend und belastend vor. „Es ist nur ein dummer Zufall“, murmelte Maryam vor sich hin. Entschlossen stand sie auf und verließ das Krankenhaus.

Ins Exil verbannt

Moritz Hersche

Miriam Makeba (1932-2008) ist in Südafrika in einem Township aufgewachsen. Als sie sechs Jahre alt ist, stirbt ihr Vater. Mit 21 beginnt sie zu singen und feiert schnell Erfolge. International bekannt wird sie durch die Dokumentation „Come back, Africa". In der USA spricht sie sich öffentlich gegen die Apartheid aus. Kurz darauf stirbt ihre Mutter, doch die südafrikanischen Behörden verbieten ihr die Einreise. Nach rund 30 Jahren im Exil kehrt sie auf Bitte von Nelson Mandela zurück in ihr Heimatland. Makeba stirbt an einem Herzinfarkt, kurz nach einem Konzert.

Die Zeitung flatterte im New Yorker Wind, als Miriam die Zeitung aufnahm und die Schlagzeile über sich zu lesen begann. „Es gibt nur wenige Fälle im Showbusiness, wo sich das Leben so schnell, dramatisch und mit solcher Zuversicht auf die Zukunft geändert hat." Das ist wahr, dachte sie sich.

Dieses Jahr war sie über Weihnachten und Neujahr das erste Mal nicht Zuhause bei ihrer Familie. Nur schon beim Gedanken daran, kullerten ihr einige kleine Tränen die Wange hinunter. Trotz den vielen Leuten und dem ständigen Lärm fühlte sich die 28-Jährige allein. Doch die Zuversicht auf ihre baldige Aufnahme für ihr erstes Album überwiegte ihre Traurigkeit. Die Medien liebten sie und schon jetzt, sechs Wochen nach ihrer Ankunft in New York, hatte sie einen festen Platz erreicht. Dinge passieren hier so schnell, dachte sie sich.

An diesem Abend trat sie im Blue Angle auf. Der chic dekorierte, kleine Club war gefüllt mit noblen Persönlichkeiten, die mit ihren teuren Autos und Diamant beschmückten Ketten hergekommen waren. Alle wollten das kleine Mädchen aus Afrika sehen. Noch nie hatten sie so etwas erlebt. Ohne Makeup und mit kurzem natürlichen Haar stand sie auf der Bühne und sang ihre Lieder voller Leidenschaft. Die Zuschauer waren sofort in ihren Bann gezogen. Als sie erschöpft in ihr kleines Motelzimmer schlurft, konnte sie noch eine Telefonverbindung mit ihrer Mutter herstellen. Es war nicht einfach, doch Freunde von Miriam halfen der Mutter, an ein Telefon zu gelangen. Sie weinten mehr miteinander, als dass sie sprachen, doch Miriam erzählte all das, was ihr auf dem Herzen lag. Plötzlich jedoch wurde die Stimme der Mutter ernst. Es ging um Bon-

gi, Miriams Tochter. „Miriam“, sprach die Mutter, „du musst Bongi zu dir nach New York nehmen. Es geht nicht mehr.“ Miriam war verwirrt, denn Bongi lebte schon seit über sieben Jahren bei ihrer Mutter. Auch wenn es sie schmerzte, hatte sie keine Zeit für ihre Tochter. Doch das schien sich in diesem Moment zu ändern. Sie verabschiedeten sich herzlich und Miriam versprach, bald wieder einmal nach Südafrika zu kommen. Wenn sie doch nur gewusst hätte, dass das ihr letztes Telefonat mit ihrer Mutter war.

Diese Nacht konnte sie nicht schlafen. Die Freude und die Sorge, dass ihre Tochter bald kommen würde, begleiteten sie durch die ganze Nacht. Dazu kam noch, dass sie in ihrem Motel während der Nacht immer solche eigenartigen Telefonanrufe von Frauen bekam, welche ihr Dinge vorschlugen, die ihr Angst machten. Das Heimweh drückte ihr ebenfalls stark aufs Herz.

Am nächsten Morgen befasste sie sich direkt damit, wie sie Bongi nach New York bringen könnte. Sie war viel am Telefonieren und Organisieren. Hoffentlich spielen die südafrikanischen Behörden mit. Ihr Zimmer engte sie sehr ein. Sie musste raus. Glücklicherweise lernte sie eine Familie aus Namibia kennen, die sie in ihr Haus aufnahmen, bis sie eine Wohnung gefunden hatte. Der Vater der Familie arbeitete bei der UN, wo sich Miriam später in ihrem Leben für den Boykott des Apartheid-Regimes in Südafrika einsetzen würde. Sie freute sich für ihre Leute, denn immer mehr und mehr afrikanische Länder wurden unabhängig.

Das Leben in New York verlief schnell, doch langsam gewöhnte sie sich daran. Nur manchmal, wenn sie andere Afroamerikaner mit „Sakubona!“ begrüssten, was so viel heisst wie „Guten Morgen!“, fühlte sie sich noch ein wenig fremd, denn die meisten blickten sie dann verwirrt und unsicher an.

Nach zwei Monaten hatte sie eine Wohnung gefunden. Sie war an der East eighty-second street, östlich des Central Park mitten in Manhattan. An dem Tag, als sie umzog, musste sie noch nach dem Baby der Familie schauen. Viel besass Miriam nicht und weit war der Umzug auch nicht, etwa sieben Minuten zu Fuss. Sie schnallte sich das Baby, wie sie es gelernt hatte, mit Hilfe eines Tuches auf den Rücken, balancierte eine Tasche auf dem Kopf und schleppte in jeder Hand noch einen Koffer hinter sich her. So zog sie durch die Strassen New Yorks und fing von allen Seiten komische Blicke ein.

Die Shows in New York stoppten nicht. Die Tage waren gefüllt mit Konzerten. Fast jeden Abend hatte Miriam einen phänomenalen Auftritt. Sie sass im Lokal, wo sie auftrat, als ein Bandmitglied zu ihr kam und sie auf die lange, weisse Limousine aufmerksam machte. Tatsächlich stieg

Bing Crosby, ein amerikanischer Schauspieler und Musiker, aus. Miriams Wunsch war, dass sie all die berühmten Persönlichkeiten traf, welche sie von den Filmen kannte. Der Traum schien nun endlich langsam in Erfüllung zu gehen. Die Nervosität war an diesem Abend besonders hoch, doch auch diesen Auftritt meisterte sie souverän. Nach der Show kam Bing Crosby auf sie zu und bedankte sich für den großartigen Abend. Miriam wurde nun bewusst, warum er in seinen Filmen immer ein Toupet trug. Er hatte nur wenig Haare. Doch davon liess sie sich nicht ablenken und fragte, wie immer, wenn sie sich mit einem Promi unterhielt, nach zwei Autogrammkarten. Eine für sich und die andere für ihre Kollegin, Letta aus Südafrika. Sie hatte es ihr versprochen.

Miriam hörte von einem Konzert ihres Idols, Sarah Vaughan. Sie trat in einem noblen Lokal auf, wo man nur in Begleitung Eintritt erlangte. Doch auf die Schnelle konnte Miriam niemanden organisieren. Nach einem langen Hin und Her entschied sie sich einfach mal vorbeizugehen, um nach einer Möglichkeit Ausschau zu halten, um ihr Idol trotzdem singen zu hören. Angekommen beim Lokal, erklärte sie dem Türsteher, dass sie eine junge Sängerin aus Südafrika sei und es das Grösste für sie wäre, Sarah Vaughan live zu hören. Nach kurzer Zeit erschien jemand und führt Miriam ganz nach vorne, direkt zur Bühne.

Sie analysierte den Auftritt genau und versuchte die Dinge herauszupicken, welche den Auftritt so genial machten, um das Gelungene später bei ihren Auftritten anzuwenden. Nach dem Konzert wurde sie sogar noch in die Umkleide von Sarah Vaughan eingeladen. Wie eigentlich alle Prominenten hatte auch Sarah Miriam bei der Steve Allen Show entdeckt. Sie sprachen über alles Mögliche. Als Miriam erwähnte, dass ihre Platten in Südafrika geliebt werden, war Sarah sehr gerührt.

Miriam schwebte regelrecht nach Hause. Als sie an einem Kino vorkam, las sie überrascht die Überschrift. „Come Back Africa, Starring Miriam Makeba." Sie musste innerlich schmunzeln, denn sie sang nur für drei Minuten im Film. Sie war glücklich, wenn ihr Name mehr Personen dazu brachte, den Film zu sehen, denn diese Dokumentation gab einen guten Einblick in das Leben, welches man in Südafrika lebt.

Endlich hatten die Behörden die Einreise für Bongi genehmigt. Sie durfte für ein paar Monate in die USA Miriam besuchen kommen. Die südafrikanischen Behörden und Miriam verstanden sich nicht gut. Vor allem jetzt, da Miriam in Amerika war und über die schlimmen Umstände in ihrem Heimatsland berichtete, wurde es schlimmer. Deshalb durfte sie nicht zu aufgeregt werden, denn die Behörden könnten die Reise noch im letzten Moment verbieten. Trotzdem konnte sie die Vorfreude nicht zurückhalten, denn sie hatte Bongi seit über einem Jahr nicht mehr gesehen.

All ihre neuen, prominenten Freunde waren so nett und schenkten ihr Spielsachen und Plüschtiere für ihre Tochter. Am Abend vor der geplanten Ankunft konnte sie nicht schlafen. Glücklicherweise verbrachte sie den Abend und die Nacht mit ihrer Nachbarin, die über ihr wohnte. Miriam lebte im Erdgeschoss, welches sie vor allem wegen dem Garten gemietet hatte. Sie stellte sich vor, wie ihre Tochter draussen im Garten spielen und herumrennen würde. Miriam und ihre Nachbarin redeten die ganze Nacht, und als die ersten Sonnenstrahlen ihre Nasen kitzelten, entschieden sie sich, einen Taxi Richtung Flughafen zu nehmen. Natürlich kamen sie Stunden vor der geplanten Ankunft am Flughafen an. Sie setzten sich an ein Fenster, wo sie alle Flieger beobachten konnten. Ebenfalls konnte man von dort sehen, wer ausstieg. Der Flughafen wurde immer belebter und lauter. Alle rannten fast schon, um ihren Flug zu erwischen. Inmitten von diesem Chaos sass Miriam und wartet auf das Flugzeug. Eine Durchsage erklang und gab bekannt, dass der Flug aus Südafrika mit einer Verspätung von 20 Minuten ankommen würde. Die Freude darauf, ihre Tochter bald fest in den Armen zu halten, zerriss sie fast, und die Zeit verging schnell. Sie sah das Flugzeug schon von weitem kommen. Das Einzige, was sie jetzt noch trennte, war die Landung. Miriam fieberte mit und hoffte, dass die Landung problemlos vonstatten gehen würde. Die Maschine landete ohne Zwischenfall. Die ersten Personen stiegen aus. Bongi war weit und breit nicht zu sehen. Angst und Trauer machten sich breit. Hatten die südafrikanischen Behörden jetzt tatsächlich die Ausreise für Bongi verboten? Der Flieger schien leer zu sein, doch gerade als sie die Hoffnung aufgeben wollte, erblickte sie das schwarze Haar ihrer neunjährigen Tochter. Tränen der Erleichterung und Freude liefen ihr über die Wangen. Als Bongi ihre Mutter winken sah, löste sie sich von der Hand der Flugbegleitung und rannte auf ihre Mutter zu, um sie zu umarmen. Beide schluchzten. Bongi war so aufgeregt, dass sie gerade alles auf einmal erzählen wollte. Sie berichtete, wie es den Freunden in Südafrika geht und wie sie die Kariere ihrer Mutter verfolgte. Tausend Fragen beschäftigten Bongi. Sie lachte über jedes kleine Detail, denn New York war komplett anders als ihre Heimat. Miriam verging die Freude ein wenig, denn sie hörte zum ersten Mal, dass ihre Mutter krank war.

Als sie Zuhause ankamen, war ihre Tochter noch mehr überfordert als vorher. So eine grosse Auswahl an Spielsachen, das hatte sie noch nie erlebt. Miriam setzte sich zufrieden aufs Sofa und dachte über ihre eigene Kindheit nach – wie froh sie damals gewesen wäre, hätte sie so viele Spielsachen gehabt –, doch das Wichtigste war jetzt einfach, dass ihre Tochter und sie wieder vereint waren. Diese Freude konnte ihr niemand nehmen.

Schon lange hatte Miriam nicht mehr mit ihrer Mutter telefoniert. Die telefonische Verbindung blieb nie stabil und brach andauernd ab. Doch jetzt musste sie für eine Woche nach Chicago reisen, denn sie hatte Konzerte. Glücklicherweise hatte Bongi Schulferien, so konnten sie gemeinsam reisen. Kurz vor der Abreise erreichte sie ein Telefonanruf des Managers. Mit mitleidvoller Stimme sprach er sein Beileid aus. Miriams Mutter sei gestorben. Der Schmerz war riesig und sie konnte sich nicht darauf konzentrieren, was sie tat. Nichtdestotrotz kamen Miriam und Bongi irgendwie in Chicago an. Die Haare beider waren zerzaust und die Augen vom vielen Weinen rot wie Blut. Eine traurige Bilanz: Sie war nicht Zuhause gewesen, als es der Mutter zunehmend schlechter gegangen war.

Fast schon herzlos entschied sich das Management, dass Miriam an diesem Abend trotzdem auftreten musste. Miriam stand verloren mitten auf der Bühne. Die Scheinwerfer erhitzten ihren ganzen Körper. Auf ihrem Gesicht vermischten sich Schweißperlen und Tränen. Auf einmal sackte sie zusammen und weinte vor dem ganzen Publikum. Das Publikum hatte Angst und sorgte sich um Miriam. Als sie der Zuhörerschaft erklärte, was passiert war, gerieten sie ausser sich. Alle zeigten Empathie und waren wütend auf das Management, dass Miriam an diesem Abend hatte spielen müssen. Manche fluchten sogar. Mit dem Verständnis und Mitgefühl der Zuschauer zog sich Miriam in ihr Hotelzimmer zurück. Doch sie war dazu verpflichtet, die nächsten Auftritte zu meistern, und sie schaffte es.

Zurück in New York besuchte Miriam das südafrikanische Konsulat. Da war sie nun wieder, nichts weiter als eine Schwarze ohne Rechte. Sie gab ihren Pass einem jungen Herrn ab, welcher aber nicht zu ihr sprach. Er verschwand kurz. Als er zurückkam, drückte er einen Stempel in ihren Pass, dann verschwand er erneut. Miriam schnappte sich ihren Pass, darauf stand "UNGÜLTIG."

Da stand sie nun. Verbannt aus ihrer Heimat. Ihre schlimmste Vorstellung war eingetreten. Sie durfte nicht mehr nach Hause. Nicht jetzt und nicht in Zukunft. Sie und ihre Tochter waren nun im Exil gefangen. Sie hielt Bongi fest in den Armen, als sie ihr davon erzählte. Miriam hatte Sorgen und Angst und ihre Tochter spürt es.

Genug

Lucio Ineichen

Rosa Parks (1913-2005) wächst in einem Amerika auf, welches in eine schwarze und weisse Gesellschaft gespalten ist. Von ihrem Grossvater lernt sie, was es heisst, sich für ihre Rechte einzusetzen. Mit 42 Jahren wird Parks in Montgomery, einer Stadt im Süden der USA, verhaftet, weil sie sich weigert, in einem Bus aufgrund ihrer Rasse erniedrigt zu werden und ihren Platz für einen weissen Passagier aufzugeben. Das löst den grössten Busboykott aus, den die USA je gesehen hat, und führt dazu, dass Rassentrennung in Bussen als verfassungswidrig eingestuft wird.

Fröstelnd wartete Rosa Parks auf den Bus. Sie rieb sich die Hände und ihr Atem kondensierte in der kalten Dezemberluft. Um sich vor der Kälte zu schützen, hatte sie die Beine überkreuzt und den Mantel fest an sich herangezogen. Ihr roter Lippenstift, den sie am Morgen sorgfältig vor dem Spiegel aufgetragen hatte, hatte begonnen abzubröckeln. Auch der Löwenzahn, der sich im Frühling durch den Asphalt gedrückt hatte, war in der Kälte am Verwelken. Auch er sehnt sich nach der Sonne.

Nur noch wenige Leute warteten an der Busstation auf die Fahrt nach Hause. Es war ein arbeitsreicher Tag für Rosa gewesen, die Nähe zu Weihnachten hatte sich durch Überstunden im Kaufhaus, in dem Rosa als Näherin arbeitete, gezeigt. „Bald zuhause ausruhen und diesen Tag vergessen“, dachte Rosa seufzend. Die Beine fühlten sich auf einmal träger an und es wurde schwierig, die Augen offen zu halten. Sie kämpfte sich durch diese Phase und widmete ihre Aufmerksamkeit dem Himmel. Graue Wolken trübten die Sicht, bald würde es wahrscheinlich regnen. In der Ferne erschienen zwei Lichter, gefolgt vom Brummen eines Busmotors. Die vereinzelt herumstehenden Leute kamen plötzlich in Bewegung und drängten sich vor die Stelle, an welcher der Bus halten würde. Allmählich gesellte sich auch Rosa zu ihnen. Nachdem der Bus mit einem Quietschen angehalten hatte, stieg sie mit der Menge in den halbvollen Wagen ein. Rosa liess sich erschöpft auf einem Platz in der Mitte nieder. Mit geschlossenen Augen spürte sie die Vibrationen des fahrenden Busses, die über ihren Sitz auf ihre Haut übertragen wurden. Nur wenige Gespräche wurden geführt. An der nächsten Haltestelle füllte sich der Bus trotz der späteren Uhrzeit. Leise begann Regen auf das blecherne Dach zu prasseln. Es wurde immer dunkler und am Horizont verschwanden schrittwei-

se die letzten Sonnenstrahlen. Der Bus holperte über eine Strasse, neben der sich nun die Strassenlaternen begannen einzuschalten. Ihr Licht fiel orange auf den dunklen Asphalt und war durchsetzt mit schwarzen Regentropfen. Mit einem Quietschen hielt der Bus wieder an und ein städtischer, weisser Mann betrat den Bus. Von seiner Kleidung tropfte es auf den Boden und in den kleinen Pfützen um seine Schuhe herum konzentrierte sich der Dreck vom Boden.

Der Busfahrer war ein gedrungener Mann mit einer starken Stimme, die nicht zu seinem Erscheinungsbild passte. Ihm war wichtig, was einen guten Menschen nicht interessieren würde. Er unterschied zwischen Schwarz und Weiss, und erkannte darin deren unterschiedlichen Wert. Endlich etwas zu sagen zu haben, sprang er auf und marschierte in die Mitte des Busses. Er hatte einen leichten Sprung in seinem Schritt und ein hämisches Grinsen im linken Mundwinkel. „Neeeger, ein weisser Mann möchte sich setzen, ab mit euch!“, schrie er in die Sitzreihe, in der Rosa Parks und drei andere Passagiere sassen. Ihr Sitznachbar zuckte kurz zusammen, kramte danach sofort seine Tasche unter dem Sitz hervor und erhob sich, um in den hinteren Reihen während der restlichen Fahrt zu stehen. Nach einem weiteren Ausruf und einer Bemerkung über die Faulheit und Langsamkeit ihrer gesamten Rasse, waren auch die anderen zwei Passagiere auf dem Weg zum hinteren Ende des Busses. Der Busfahrer hatte dabei nicht vergessen, ihnen im Weg zu stehen und sie anzurempeln. „Bist du taub oder einfach nur langsam im Kopf? Steh auf, Negerin!“, brüllte er die sitzengebliebene Rosa an. Sie regte sich nicht, kein Zucken, keine Andeutung auf sein Dasein. Der Busfahrer holte Luft und spuckte nochmals die Worte aus: „Steh auf!“. Der Bus war totenstill. Verärgerte Blicke von den einen Fahrgästen, flehende, dass sie doch endlich aufstehen solle, von anderen. Rosa Parks kräuselte ihre Lippen, legte die Hände sanft neben die Beinen auf den Sitz, sah dem Busfahrer direkt in die Augen und antwortete ruhig: „Nein.“ Der Kopf des Busfahrers wurde rot, und er stampfte mit einem seiner kurzen Beine aggressiv auf den Boden. Mit seinen schwitzigen Händen packte er drohend Rosas Sitzlehne, stiess sich aber gleich wieder ab. „Das wird Folgen haben!“, proklamierte er auf seinem Weg nach draussen. Rosa Parks blieb auf ihrem Platz und blickte aus dem Fenster. Sie schaute ihm nicht nach, sie schaute raus in den dämmernden Abend. Sie beobachtete die Regentropfen, wie sie auf dem Asphalt aufprallten und sich gegen das Gestein wehrten, sie sah, wie die Laternen ihr Licht in die Dunkelheit warfen, auf die Strasse und auf den Gehweg.

Auf so einem Gehweg, nur eine Person hatte darauf Platz, ging Rosa als Kind in die Schule. Die Schule war nur für Farbige, so könne man

besser lernen, hatte man gesagt. An einem Montag ging die neunjährige Rosa in die Schule. Ihren Schulranzen hatte sie auf dem Rücken und dessen Brustgürtel in der Hand, den Blick nach vorne. Während dem Gehen sagte sie das Gedicht, das sie heute in der Schule vortragen würde, unter ihrem Atem auf. Aus dem Nichts kam ein Stoss gegen ihre Schulter, und Rosa stürzte vom Gehweg auf die Strasse. Ein weisser Junge, der ungefähr gleich alt war wie sie, stand an dem Platz, auf dem sie gerade noch in die Schule gelaufen war. Er rieb die Hände an der Hose ab, als hätte er etwas Ekelhaftes berührt, und ging unbeirrt weiter. Ein Schwarzer geht vom Gehweg runter und macht einem Weissen Platz. Das ist Anstand, hat man gesagt. Rosa rappelte sich auf und klopfte den Staub aus ihrem Rock. Sie ging unbeirrt auf den Jungen zu und kickte ihm in den Hintern. Er begann zu weinen und rannte zu seiner Mama, die noch ein Stückchen mit ihm gegangen war. Die Mutter marschierte auf Rosa zu, ihre Haltung strahlte absolute Gewissheit aus, sie kannte ihren Platz in der Welt und wusste, wo derjenige aller anderen war. Sie brüllte Rosa an, was ihr denn einfalle, was wäre los mit ihr. „Ich habe ihm nichts getan, das war nicht fair, er hat das verdient", das hat Rosa gesagt.

Stolz und von zwei Polizisten begleitet kam der Busfahrer zurück. Rosa wurde nun gezwungen aufzustehen und den Bus zu verlassen. Die Stimmung im Bus war unangenehm, die Leute schauten weg, sie versuchten, so unbeteiligt wie möglich zu sein. Rosa schritt mit den zwei Polizisten und dem aufgeregten Busfahrer im Rücken zwischen den Sitzreihen hindurch und stieg aus der Bustür in den nieselnden Regen. Ein Polizist öffnete einen Schirm und liess Rosa in dessen Schutz laufen, der Weg zur Station war nicht weit, man konnte gehen. An der Seite der Strasse hatte sich ein kleines Bächlein vom Regen gebildet. Die Dreiergruppe lief bachabwärts und war begleitet vom konstanten Prasseln des Regens. An einen Gullideckel hatte es eine Zeitung angeschwemmt. Das Wasser hatte die Tinte verschmiert, doch es schien sich eine Schlagezeile lesen zu lassen: „Ein Jahr nach der Verhaftung von Rosa Parks, welche zum grössten Busboykott Amerikas aufblühte, hat der Oberste Gerichtshof endlich entschieden, dass Rassentrennung in Bussen verfassungswidrig ist!"

Das Leben endet, die Liebe nicht.

Halisa Jusmani

Anne Frank (1929-1945) stammt aus einer jüdischen Familie, die zur Zeit des Nationalsozialismus gelebt hat. Als sie vier Jahre alt ist, verlässt ihre Familie Deutschland aufgrund der antisemitischen Haltung Hitlers und zieht in die Niederlande. Einige Jahre später muss sich die Familie im Hinterhaus verstecken, da sie unter Beobachtung von SS-Männer steht. Dort hält Anne ihr Leben in ihrem Tagebuch fest, das heute eines der weltbekanntesten Bücher ist. Zwei Jahre danach wird ihr Versteck entdeckt und sie verstirbt kurze Zeit darauf in einem Konzentrationslager.

Es war ein schwüler Sommermorgen, am 4. August 1944, und das Leben im Hinterhaus schien auch an diesem Tag seinen gewohnten Lauf zu nehmen, als vormittags gegen halb elf ein Auto vor dem Haus Prinsengracht 263 stoppte. Aus dem Wagen sprangen SS-Männer und eine Handvoll bewaffneter Helfer. Sie schienen die Lage des Verstecks zu kennen, denn zielsicher schlugen sie die richtige Richtung ein, durchbrachen den Wandschrank, der die nach oben führende Treppe verbarg, gelangten in die Wohnräume der Untergetauchten und nahmen alle acht Versteckten fest. Unter ihnen befanden sich die Familie Frank, die Familie van Pels und der deutsch-jüdische Zahnarzt Fritz Pfeffer. Die Nazis gingen dabei gnadenlos mit den verhafteten Juden um. Mit dem letzten Transport, der von Amsterdam in die Vernichtungslager des Ostens fuhr, brachte man sie am 3. September 1944 nach Auschwitz. Dort wurde Otto Frank ins Männerlager verfrachtet, während Annes Mutter, Edith Frank, und ihre beiden Töchter in das Frauenlager kamen. Nicht lange sollte dies aber bleiben, denn Anne und ihre Schwester Margot wurden nur einen Monat später, Ende Oktober ins KZ Bergen-Belsen deportiert.

Die kalte Dunkelheit, begleitet von den Schreien etlicher Frauen, Kindern und Männern, betrog die Hoffnung auf Befreiung und Erlösung. Dicht nebeneinandersitzend, dachten Anne und ihre Schwester Margot Frank inmitten dieses Durcheinanders an ihre Kindheit. Die Trennung von ihren Eltern im KZ Auschwitz setzte ihnen immer noch sehr zu. Das Schwelgen in Erinnerungen schaffte eine Abhilfe, wenn auch nur eine sehr kleine. Wenigstens hatten sie sich noch selbst. Ich weiss nicht, was ich ohne Anne tun würde. Sie ist der einzige Fels in der Brandung, den ich habe. Ich weiss, dass sie auch Angst hat, doch wie schafft sie es nur, im-

mer solch eine Ausstrahlung zu haben, die einem Hoffnung gibt? Margots Gedanken wurden durch das Knurren von Annes Magens unterbrochen. Denn wie alle anderen Juden zu dieser Zeit wurden die beiden Schwestern von den Soldaten des Deutschen Reiches verachtet. Nahrung war ein Gut, welches zu wertvoll schien, um es den Juden zu geben. Weil man aber Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrien und andere Arbeiten brauchte, musste man ihnen ein wenig Nahrung zur Verfügung stellen, damit sie knapp über die Runden kamen. Anne schmiegte sich näher an Margot, denn die Kälte machte ihr mehr zu schaffen als ihr Hunger. "Liebe Kitty", ein Gedanke der Anne ständig im Kopf kreiste. Sie würde alles geben, um jetzt in ihrem Tagebuch zu schreiben, denn dies war ihr Ausweg aus dem Alltag, der ihr die Last von den Schultern nahm, die ihr durch die aktuelle Lage aufgebürdet wurde. „Denkst du, Miep passt gut auf mein Tagebuch auf?“, fragte Anne Margot, die gerade in Gedanken versunken war. „Ich bin mir sicher, Miep wird es sehr gut für dich aufbewahren, bis wir wieder von hier befreit werden.“ Doch dies war gelogen. Margot hatte die Hoffnung schon längst aufgegeben, dass sie jemals wieder das Tageslicht in Freiheit erblicken würden. Schon damals, als sie aufgefordert wurde, sich ins Nazi-Deutschland zur Arbeit zu begeben, wusste Margot, dass ihr letztes Stündchen geschlagen hatte. Aber sie wusste auch, dass sie dies niemals Anne gestehen dürfte, denn diese könnte dies nimmer verkraften. Anne glaubte nämlich immer an das Gute, an das Wunder, das geschehen könnte.

„Steht endlich auf, ihr seid hier nicht zur Entspannung. Es muss geschuftet werden, falls ihr heute noch was essen wollt.“ Mit einer düsteren Mine versuchte der Soldat seinem Gerede Nachdruck zu verleihen. Anne und Margot rafften sich gemeinsam auf. Sie gingen nun nebeneinander los, denn der Weg war leider schon bekannt. Sie waren in der Küche eingeteilt, wo sie den ganzen Tag auf den Beinen stehen mussten. Den ganzen lieben Tag mussten sie Berge von Kartoffeln und Rüben schälen, aus welchen man Nahrung für die Soldaten machte. Überwacht wurden sie dabei von weiblichen SS-Soldat. Denn man durfte ja nicht in Versuchung kommen, sich hinzusetzen oder einen Bissen des Geschälten zu nehmen. Sofort wurde man mit einem Hieb bestraft. Och, diese Kartoffel sieht aus wie ein Schaf. Ich könnte dem Schaf noch ein Gesicht schnitzen, damit es noch echter aussieht. Margot blickte Anne von der Seite an und versucht ihr mit ihren Blicken zu sagen, sie solle den Unsinn lassen. Doch Anne erwidert nur einen bösen Blick, obwohl sie wusste, dass Margot recht hatte. Es war einfach erschöpfend und langweilig zugleich. Der Blickaustausch der Schwestern wurde durch ein lautes Rumpeln unterbrochen. „Ich wusste, die wird es hier nicht lange ohne Nahrung aushalten,

sieh sie dir doch nur einmal an“, gab die Soldatin neben Margot mit einem schelmischen Grinsen von sich. „Hilde, du bist durch und durch ein verdorbener Mensch. Aber weist du was, du kannst mir gleich helfen, sie nach draussen auf den Haufen zu tragen“, erwidert eine weitere Soldatin. Schwer atmend, tragen die beiden Soldatinnen die Frau aus der Küche. „Anne, hör sofort auf mit diesem Unfug, die werden uns bestrafen, wenn wir nicht arbeiten, und dann kriegen wir wieder kein Essen. Willst du das?“, zischt Margot. Anne schluchzte: „Nein, aber ich kann nicht mehr, Margot, meine Beine und meine Hände schmerzen. Ich möchte mich doch einfach nur hinsetzen. Sonst ende ich wie die Frau. Ist es denn nicht genug, dass wir schon diesen unerträglichen Verwesungsgeruch rund um die Uhr in der Nase haben? Ich habe Alpträume von diesen Leichenbergen, die sich draussen stapeln. Was ist, wenn wir auch auf diesen enden? Was ist, wenn du darauf endest, dann bin ich ganz allein und habe niemanden mehr. Verstehst du, ich kann nicht mehr, Margot, mir wird alles zu viel. Mam und Paps fehlen mir. Dieses Umfeld macht mir Angst, was haben wir denn getan, dass man uns so behandeln muss. Wir haben doch keiner Fliege was angetan. Doch trotzdem behandelt man uns wie den letzten Dreck, nein, sogar den behandelt man besser.“ „Ach, Anne, mir ist es doch auch zu viel, aber wir müssen weitermachen, wir müssen weiterkämpfen. Nach jedem Sturm folgt Sonnenschein, das weisst du doch. Wir müssen jetzt füreinander da sein, du darfst mich nicht im Stich lassen. Psst, sie kommen wieder.“ Mit lautem Gelächter wird die Tür zur Küche aufgeschlagen, die Soldatinnen sind zurück. Anne und Margot setzten ihre Arbeit still fort, bis es am Abend an der Zeit war zu gehen. Nebeneinander kauernd, sassen sie auf ihrer spärlichen Matratze und teilten sich das verdiente Stück Brot, das sie erhalten haben. Kurz danach legten sie sich eng umschlungen hin und schliefen erschöpft ein.

Der Alltag der Gefangenen war damals sehr eintönig und anstrengend. Täglich mussten sie die gleiche Arbeit verrichten, die körperlich wie auch mental sehr anspruchsvoll war. Der Grund dafür war aber mehr der Hunger und die Müdigkeit, die nach und nach an einem zu nagen begannen. Wer mental nicht stark genug war, war dem bitteren Tod schon zugewandt. Dies war für die Soldaten aber weniger ein Problem, denn es wurden ständig weitere Juden nachgeliefert, die man verfolgt und eingefangen hatte. Das einzige Problem waren die Leichenberge, die sich in den Höfen der Konzentrationslager bildeten und von Tag zu Tag immer grösser wurden. Denn der Gestank war unerträglich, man konnte diesen sogar im sieben Kilometer entfernten Bergen riechen. Doch es war eine bequeme Variante, die Leichen aus den Innenräumen zu entfernen.

Margot und Anne wurden sehr unsanft aufgeweckt. Als sie die Augen aufmachten, sahen sie einen Soldaten, der sie gerade mit seinem Stiefel wachrüttelte. „Aufstehen, die Arbeit ruft!“, schrie der Soldat mit einer tiefen Stimme. Anne und Margot standen unverzüglich auf, da sie es nicht riskieren wollten noch einmal mit dem Stiefel getreten zu werden. Wie jeden Morgen erhielten sie ein Stück Zwieback, welches schon steinhart war, aber es war immer noch besser als gar nichts. Während sie ihren Zwieback vor sich her mümmelten, sahen sich die Schwestern im Lager um. Die anderen Frauen und Kindern sahen alle trostlos und ausgehungert aus. Die hervorgetretenen Knochen, die durch die Mangelernährung zustande kam, war ein normales Bild im Konzentrationslager. Doch Anne bemerkte, dass auch immer mehr Frauen sehr blass wirkten und gleichzeitig einen trockenen Husten hatten. Was für sie aber das Merkwürdigste war: Einige dieser Frauen griffen nicht einmal nach ihrem Essen, obwohl sie ausgehungert waren. „Hast du gut geschlafen?“, murmelte Margot ganz leise, da sie Angst hatte, von den Wachen gehört zu werden. „Es gab schon bessere Tage, aber es ist immerhin besser als gar nichts“, erwiderte Anne noch etwas schlaftrunken. Lange Zeit blieb ihnen aber nicht, um darüber zu reden, ob sie genug geschlafen hatten, denn die Arbeit rief auch an diesem Tag, wie auch an den anderen.

Heute waren sie nicht in der Küche, sondern mussten in die Näherei gehen. Dort mussten sie Kleider für die Offiziere nähen und diese flicken. Margot hasste diese Arbeit noch mehr als das Kartoffelschälen, obwohl man sich hier hinsetzen konnte. Denn man musste sehr filigran arbeiten und die Bedienung der Nähmaschine war sehr mühselig. Ebenfalls mussten sie hier immer länger arbeiten. Beim Betreten des Nähraumes fiel nun auch Margot auf, dass etwas nicht stimmte, denn die Frauen, die an den Nähmaschinen sassen, sahen erschlagen aus und konnten sich kaum auf den Stühlen halten. Es sind auch viel weniger da als normalerweise. Sie blickte zu Anne herüber, welche sich auch mit gerunzelter Stirn umsah und die Schultern hochzog. Doch sie machten sich trotzdem an die Arbeit. Anne musste eine Hose flicken, während Margot einen Pullover zusammennähte. Ein Glück, dass mir Mutter beigebracht hat, wie man Kleider flickt, sonst wäre ich hier nutzlos und müsste jeden Tag in der Küche arbeiten, dachte Anne. Anne arbeitete nämlich im Gegensatz zu ihrer Schwester viel lieber in der Näherei, da sie, wenn niemand zusah, kleine Müsterchen in die Kleidung nähen konnte, von denen nur sie etwas wusste. Dies blieb auch ihr kleines Geheimnis, nicht einmal Margot wusste davon. Denn Anne wusste, wenn Margot das erfahren würde, würde sie

Anne dafür tadeln. Obwohl Anne das auch nicht schlimm fände, denn Margot sah dabei immer aus wie ihre Mutter, welche Anne nun von Tag zu Tag immer mehr vermisste. Aber sie war zuversichtlich, dass sie ihre Mutter bald wieder in die Arme schliessen konnte.

Doch was Anne und Margot zu dieser Zeit nicht wussten, war, dass ihre Mutter Edith Frank schon vor einigen Wochen im Frauenlager Auschwitz-Birkenau an Hunger und Erschöpfung gestorben war. Einzig ihr Vater war noch am Leben im KZ Auschwitz. Hätten die beiden Schwestern dies erfahren, dann wäre es ihr sicheres Ende gewesen, da das Wiedersehen mit ihren Eltern der einzige Grund war, wieso sie die Hoffnung nicht aufgegeben haben.

Die Schwestern waren nun einige Stunden an der Arbeit, währenddessen waren schon fünf Arbeiterinnen Tod umgefallen. Langsam breitete sich ein Unbehagen aus in den Schwestern. Immer wieder blickten sie mit sorgenvollen Blicken zueinander und versuchten die Gedanken des anderen zu lesen, doch dies gelang nicht. „Die fallen heute ja um wie die Fliegen. Vielleicht haben sie das Essen nicht vertragen“, sagte einer der Bewacher scherzhaft. Der andere verfiel dabei in schallendes Gelächter. Was für Schweine diese Unmenschen doch sind, nur weil sie eine Waffe haben und eine Uniform tragen, denken sie, sie wären etwas Besseres. Man müsste ihnen mal zeigen, wo der Hammer hängt. Sollen sie nur auf ihrem hohen Ross weiterreiten. Irgendwann werden sie herunterfallen und auf den Boden der Realität ankommen, wo nicht mehr alles so rosig ist, dachte Margot. Plötzlich fing Anne neben ihr stark an zu husten. Margot blickte sie mit vor Schreck geweiteten Augen an. Anne hustete so stark, dass ihr Tränen in die Augen schossen. Margot rief den Wachen zu, ob sie Anne nicht ein Glas Wasser bringen könnten. „Mädel, was denkst du, wo du hier bist? Ein Wunschkonzert ist dies hier bestimmt nicht“, erwidert einer der Aufseher. Annes Husten hat sich aber nun ein wenig gelegt. Margot sah voller Sorgen zu ihr rüber: „Anne, was ist los?“ „Ich weiss es auch nicht, Margot, es schmerzt alles.“ Weiter konnte sich Margot aber nicht erkundigen, da die Wachen sie zum Schweigen verdonnerten.

Zum Ende des Arbeitstages waren die Schwestern masslos erschöpft. Anne hatte noch einige Hustenanfälle, doch auch Margot fühlte sich nicht mehr allzu gut. Sie hatte starke Kopf- und Magenschmerzen. Ebenfalls sind noch zwei weitere Frauen zu Tode gekommen. Wieder bei ihrer Matratze angekommen, schlief Anne sofort ein. Margot drehte sich noch einige Mal hin und her, bevor auch sie in den Schlaf fand.

So ging es die nächsten Tage weiter. Anne und Margot wurden von Tag zu Tag schwächer und hatten immer mehr zu leiden. Vor allem Anne war noch mehr abgemagert. Doch nicht nur den Schwestern ging es schlecht, die allgemeine Lage im Lager hatte sich drastisch verschlechtert. Einen Anspruch auf medizinische Versorgung hatten die Gefangenen aber nicht, weshalb nach und nach immer mehr den Tod fanden. Nachts lagen die Schwestern immer öfters wach, da sie wegen dem Husten der anderen Frauen nicht schlafen konnten.

Eines Morgens war es so schlimm, dass Margot nicht aufstand. „Komm, Margot, du musst aufstehen, du darfst nicht liegenbleiben. Du darfst mich nicht im Stich lassen, nicht jetzt, wo wir es doch schon so lange ausgehalten haben“, sagte Anne voller Furcht in ihrer Stimme, denn auch ihr ging es sehr schlecht. Margot zeigte aber keine Reaktion, sie bewegte sich gar nicht mehr. „Was ist hier los, sofort aufstehen!“, schrie der zuständige Soldat. Anne richtete sich mit Mühe auf, doch Margot blieb reglos liegen. Der Soldat rüttelte kurz an Margot und rief daraufhin einen weiteren Soldaten zur Hilfe, damit sie Margot auf den Leichenberg im Hof bringen konnten. Anne brach zusammen, als wäre sie vom Blitz getroffen worden. „Nein, lasst sie sofort los, lasst Margot gefälligst los!“ Anne liefen nur so die Tränen herunter, während sie die Soldaten anschrie, doch dies nütze nichts Margot war in der Nacht während dem Schlaf verstorben.
Für Anne brach eine Welt zusammen, ihr einziger Anhaltspunkt, ihre einzige Stütze, ihr einziger Lebenssinn war weg. Sie konnte nicht mehr klar denken, alles um sie herum fiel zusammen. In ihrem Kopf wurde gerade ein Film der Vergangenheit abgespielt, worin sie mit Margot zusammen aufwächst und sie zu besten Freundinnen werden. In Annes Herzen breitet sich ein immer grösser werdendes Loch aus, das droht sie zu verschlingen. Doch das Schlimmste daran war, dass Margot wie ein Stück Dreck herausgetragen und auf den Haufen mit den unzähligen anderen Leichen geworfen wurde.

Nur wenige Tage nach dem Tod von Margot verstarb auch Anne einsam im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Wie ihre Schwester an Typhus. Nur wenige Wochen nach ihrem Tod wurde das KZ durch belgische Soldaten befreit und gerettet. Einzig und allein Otto Frank, der Vater der Schwestern, überlebte.

„In Liebe, deine Anne“

Ein schreckliches Leben

Simeon Kind

Édith Piaf (1915-1963) stammt aus armen Verhältnissen. Ihr Vater ist ein Schlangenmensch im Zirkus und ihre Mutter eine Kaffeehaustänzerin. Édith Piaf entdeckt ihr Talent für den Gesang schon mit zehn Jahren, als sie öfters mit ihrem Vater auf Tour geht und dort als Sängerin auftritt. Sie zieht mit 15 Jahren allein nach Paris, um sich als Strassensängerin durchzuschlagen. Dort wird sie entdeckt und zum Star gemacht. Während ihres Lebens erlebt sie viel Leid und Schmerz, bis sie dann an Leberzirrhose stirbt.

Das Licht blendet und reflektiert an den schneeweissen Wänden des Raums. Ein Mann in einem weissen Kittel steht im Raum herum und schaut besorgt auf eine Akte. Édith Piaf bemerkt sofort, dass sie im *Hôpital de la Salpêtrière* ist und lässt sich vom Doktor ihr Gedächtnis auffrischen. Zusammen mit ihrem Geliebten Georges Moustaki, welcher sich in einem anderen Zimmer befindet, haben sie im Auto die Kontrolle verloren und sind mit einem Lastkraftwagen zusammengestossen. „Sie hatten sehr viel Glück, Mme. Gassion, dass sie noch am Leben sind. Jedoch muss ich Ihnen leider mitteilen, dass sie höchstwahrscheinlich bis zu Ihrem Lebensende nicht mehr ohne Schmerzmittel leben können." Trotz dieser schrecklichen Nachricht bleibt Édith Piaf sehr ruhig. Fast so, als würde sie diese Nachricht nicht stören. Sie ist durch ihre vielen schlechten Erfahrungen und ihr Höllenleben daran gewöhnt, schlechte Nachrichten zu bekommen, und ist nun abgehärtet. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie immer noch mit Schmerzmitteln vollgepumpt ist. Auch schon im selben Jahr ist sie auf der Bühne zusammengebrochen und mit unheilbarem Krebs diagnostiziert worden. Édith Piaf weiss nur noch, was ihr erzählt wurde. Jedoch könnte das Timing nicht besser sein. Wegen der Diagnose wurden alle Auftritte im Jahre 1961 abgesagt; es wäre zu gefährlich, noch einen Zusammenbruch auf der Bühne zu erleben. Dieses Jahr gibt ihr deshalb Zeit, sich vom Autounfall zu erholen. „Wieso habe ich nur solch ein Pech im Leben", denkt sie sich. „Ist dies der Preis für meinen Erfolg?" Während der Doktor ihr die genauere Vorgehensweise der nächsten Operationen erklärt, reflektiert Édith Piaf ihr Leben.

Die 16jährige Édith starrt an die weisse, steinige Wand der Damentoilette im Kabarett. Der Urin, in dem sie steht und der sie normalerweise zum Würgen bringt, ist ihr heute nicht einmal aufgefallen. Der Geruch ist eine Mischung von Tabak und Urin. Die schlimmste Kombination, welche sie je gerochen hat. Jedoch macht ihr dies heute alles nichts aus. Sie schaut auf die Armbanduhr. „Noch eine Minute", denkt sie sich. Dies ist die längste Minute ihres Lebens. Édith läuft ungeduldig in der Toilette auf und ab und die Tatsache, dass es eine riesige Schlange vor der Toilette gibt und ständig wer an die Türe klopft, scheint ihr nichts auszumachen. Sie ist in Gedanken ganz wo anders. Sie sieht ihre Karriere und ihr Leben an sich vorbeiziehen. Was sollte sie tun? Wieder zu ihrer Mutter ziehen? Sie hört bereits ihren Mentor und Kabarettbesitzer Louis Leplée nach ihr rufen, da sie ihren nächsten Auftritt vorzubereiten hat, jedoch ist dies gerade ihre kleinste Sorge. Die Minute ist um … schluchzend rennt sie aus der Toilette und auf die Strasse hinaus, ohne an diesem Tag noch einmal aufzutreten. Sie ist schwanger.

Im Nachhinein findet Édith Piaf diesen Moment nicht einmal so tragisch. Vor allem auch deswegen, weil sich ihr damaliger Geliebte, Louis Dupont, sich um das Mädchen namens Marcelle gekümmert hat. Viel tragischer findet sie dann, dass das Kind zwei Jahre später an einer Hirnhautentzündung gestorben ist. Obwohl sie so gut wie keinen Kontakt mit dem Kind hatte, hat sie dies sehr hart getroffen. „… wenn sie dies nicht wollen, dann müssen sie sich bei uns bis morgen melden…", hörte Édith Piaf mit. Sie nickt ruhig, ohne wirklich verstanden zu haben, was gerade vor sich geht. Immer noch zugedröhnt vom Morphium, versucht sie, die Bewegungen, welche der Doktor vormacht, nachzumachen. Einige Fans, welche schon bereits vom Umfall gehört haben, stehen vor dem Spital und schreien ihren Namen. Sobald Édith aus dem Fenster schaut, sieht sie, wie die Fans von den Sicherheitsleuten fortgeschickt werden. Der Doktor ist aus dem Zimmer gegangen, um Édith noch ein wenig Ruhe zu gewähren. Schon wieder ist sie in Gedanken versunken.

Die Äste kratzen der 10jährigen Édith Piaf die Arme auf. Sie hat sich in einen Dornenstrauch gesetzt. Ihre Hose ist zerrissen, und nass ist sie auch. Sie sieht fast nichts in der kalten Winternacht. Sie hofft, dass ihr Vater sie nicht finden kann. Sie zittert vor Kälte. „Ich muss noch draussen bleiben, bis mein Vater eingeschlafen ist", denkt sie sich. Ihr Vater, welcher an einer Alkoholsucht leidet, schlägt sie täglich. Sie muss die meisten Abende draussen verbringen, um nicht geschlagen zu werden. Wenn ihr Vater dann mal eingeschlafen ist, schleicht sie sich wieder ins Haus hinein,

ohne ihren Vater zu wecken. Durch die dunkeln Gänge versucht sie, möglichst leise in ihr Bett zu kriechen. Meist bleibt sie dann noch wach und versucht, ihre Schmerzen zu unterdrücken. Wenn sie am nächsten Tag wieder aufsteht, muss sie sich keine Gedanken mehr machen, da ihr Vater wieder alles vergessen hat. Manchmal fragt er sogar, wieso sie blaue Flecken hat. Jeden Tag erhofft sie sich, dass sich ihr Vater ändert, wie er es ihr jeden Morgen verspricht. Jedoch hat sich nie etwas geändert.

Sie versucht sich aufzurappeln und auf die Toilette zu gehen. Nur schon diese simple Aufgabe bereitet ihr viel Mühe, da sie durch das viele Morphium fast das ganze Gefühl in den Beinen verloren hat. Als sie merkt, dass dies allein nicht möglich ist, drückt sie einen Knopf und eine Krankenschwester kommt ins Zimmer geeilt. Die fünf Meter vom Bett zur Toilette wird sie von der Schwester gestützt. Trotz der Stütze sind dies sehr herausfordernde fünf Meter. Auf der Toilette angekommen, starrt sie an die weisse Toilettenwand.

Édith Piaf steht vor dem Grab ihrer Eltern. Sie besucht den Friedhof noch häufig. Sie besucht ihre Mutter, welche an einer Überdosis starb. Im selben Grab befindet sich auch ihr Vater, der Lungenkrebs hatte. Auch am Friedhof aufzufinden ist ihre einzige Tochter Marcelle. Zudem befindet sich dort auch ein langjähriger Lebensgefährte und Boxweltmeister Marcel Cerdan, welcher in einem Flugzeugabsturz starb. Diejenige Person, der sie ihren Erfolg zu verdanken hat, Louis Leplée befindet sich auch unter der Erde, da er ermordet wurde. Zu guter Letzt besucht sie auch jährlich die Heilige Therese, welche für sie eine sehr wichtige Person ist, da sie ihr die Genesung ihrer Augenhornhautentzündung zuschreibt.

Nach ihrem anstrengenden und mühsamen Geschäft auf der Toilette begibt sie sich wieder mit Hilfe einer Krankenschwester ins Bett, um sich auszuruhen. Ein Tag voller schrecklicher Gedanken und schrecklichen Erinnerungen geht zu Ende. Voller Hoffnung auf Besserung und Genesung geht sie schlafen.

Was sie noch nicht weiss, ist, dass sie nicht fern dieses Tages ein Lied singen wird, welches sie als eine der erfolgreichsten französischen Sängerinnen in die Geschichtsbücher bringen wird.

Entdeckerin der Radioaktivität

Tobias Kneller

Marie Curie (1867-1934) ist eine der bedeutendsten Chemikerinnen und Physikerinnen. Ihr werden zwei Nobelpreise verliehen, nämlich für den Nachweis von Polonium und Radium sowie für die Entdeckung der Radioaktivität. Das verhilft ihr, die erste Professorin an der Universität Sorbonne zu werden. Ausserdem hilft sie im 1. Weltkrieg an der Front, da die radioaktive Strahlung bereits zu medizinischen Zwecken eingesetzt werden kann.

„Wilhelm Conrad Röntgen entdeckt die Röntgenstrahlung. Das lese ich in jeder aktuellen Zeitschrift. Ich muss mehr über solche Strahlung erfahren. Mir scheint, als gäbe es da noch einiges zu entdecken. Meinst du nicht, Pierre?“ Marie Curie schaute ihren Ehemann nachdenklich an. Dieser runzelte die Stirn und erwiderte: „Ich bräuchte mehr Zeit, das ganz genau zu verstehen. Aber ich gebe dir Recht, da ist etwas dran. Quasi eine weitere Kerze in der Dunkelheit des Unerforschten.“ Marie stand auf und sagte voller Entschlossenheit:„Ich werde es sein, die diese weitere Kerze anzündet.“ Da sie promovieren wollte und sie gerade nach einem Thema für ihre Arbeit suchte, kam ihr dieser Gedanke gerade zugute. Sie entschied sich also, sich den Becquerel-Strahlen zuzuwenden. „Bist du dir sicher, dass du die Becquerel-Strahlen in deiner Doktorarbeit untersuchen willst? Ich meine, dieses Gebiet ist hoch komplex und wenn man dort Entdeckungen macht, ist das viel mehr wert als nur eine Doktorarbeit. Ich möchte dich in keiner Art davon abhalten. Ich weiss, wie klug meine Marie ist. Ich möchte dir nur etwas Ehrfurcht mit auf den Weg geben.“ Marie schmunzelte und meint: „Ich habe den besten Uniabschluss in Physik und den zweibesten in Mathematik. Und ihr Männer denkt immer noch, ich müsstet mich warnen vor den Naturgesetzten?“ „Nein, nein, so meine ich das doch gar nicht. Ich wollte dir damit sagen, dass du dich einer grossen Aufgabe widmest, die du nicht unterschätzen solltest.“ „Ich weiss, wie man sich Aufgaben widmet Pierre, aber ich danke dir.“ Marie und Pierre arbeiten gemeinsam in ihrem Labor. Jedem Morgen stehen sie gemeinsam auf, essen zusammen Frühstück und machen sich dann auf den Weg ins Labor. Marie ist die einzige Frau im Labor. Anfangs hatte sie es nicht

leicht, da einige Männer an ihr zweifelten. Mittlerweile wird sie aber respektiert. Man schätzt sie und ihre Arbeit.

„Es muss einen Zusammenhang zwischen der Ionisationsfähigkeit und der von Uransalzen ausgehenden Strahlung geben. Ich brauche aber Pierre, um gewisse Verfahren durchführen zu können. Ich brauche seine piezoelektrischen Elektrometer. Damit kann ich Änderung der elektrischen Leitfähigkeit in der Luft sehr genau messen. Mal schauen, ob Pierre mir seinen Elektrometer anvertraut." „Pierre, darf ich mir deinen Elektrometer ausleihen, ich brauche es für gewisse Messungen? „Jetzt nimmt es mich aber Wunder, Marie, was du da genau untersuchst. Magst du es mir erklären?" – „Aber natürlich!" Und Marie plaudert und plaudert. Draussen ist es bereits dunkel und alle anderen Laboranten sind bereits verschwunden. Nun spazieren sie im Freien, um ihre Fantasien und Gedanken weiter zu teilen. Nach ihrer Doktorarbeit forscht Marie ununterbrochen weiter. Nun auch eng mit Pierre zusammen. „Pierre, meinst du, wir werden die Strahlung wirklich nachweisen und verstehen können?" „Ich bin mir sicher, Marie. Ich bin mir sicher, dass man mit Strahlung lernt umzugehen und sie ähnlich wie Röntgen anwenden kann. Nur sind wir noch lange nicht so weit. Das Einzige, was wir aktuell wissen, ist, dass die Pechblende eine aussergewöhnlich hohe Strahlung gegenüber den anderen Elementen hat. Vielleicht ist da etwas dran. Nur will ich dafür meine Hand nicht ins Feuer legen. Wir täuschen uns mehr, als dass wir etwas entdecken. Ich finde aber, wir sollten die Pechblende genauer untersuchen." Marie entgegnet daraufhin: „Ich bin mir sicher, dass da ein unentdecktes chemisches Element ist. Wir müssen es nur schlau isolieren." Ganz so schnell kommen sie mit dem Isolieren nicht voran. Eine Maschine dafür haben sie nicht. Sie müssen selbst viel Hand anlegen. „Pierre, schau her! Die Zwischenprodukte! Sie strahlen viel mehr als die Pechblende selbst! Wir müssen Henri Becquerel davon erzählen. Der wird Augen machen." – „Tatsächlich. Wir müssen es weiter isolieren. Das ist unglaublich." Obwohl man anfangs von Marie Curie nicht so überzeugt war, hat man mehr und mehr Respekt vor ihr. Im Labor von Pierre kennt mittlerweile jeder ihre Passion und alle wissen, wie ungemein intelligent sie ist. Auch in der Öffentlichkeit steht sie nicht in Pierres Schatten. Wenige Tage, nachdem Henri Bequerel die Ergebnisse ihrer Entdeckung der „Académie des sciences" präsentiert hat, entscheiden sich die Curies, in den Urlaub zu fahren. Beide stehen kurz vor einem Burnout. In der Überschrift des Berichts, den Marie und Pierre kurz vor ihrem Urlaub verfasst haben, wird zum ersten Mal das Wort „radioaktiv" verwendet. „Denk nicht zu viel an die Arbeit, Marie, das bekommt dir im Moment nicht. Geniesse den Sommer und blende den Beruf auf. Wir sind jetzt einige

Wochen nur für uns. Freust du dich denn nicht darüber?“ – „Ach, Pierre“, entgegnete Marie ihm, „natürlich freue ich mich auf den Sommer. Weisst du, wie lange ich nicht mehr schwimmen war? Zuletzt als 12-jähriges Mädchen. Ich will meinen Kopf, so gut es geht, durchlüften, um nachher weiterforschen zu können.“ Marie und Pierre machen sich auf den Weg zu einem See. Sie legen sich ins Gras und lassen sich etwas bräunen. Danach gehen sie in Wasser. Viel zu lange haben sie nur damit verbracht, die Pechblende zu isolieren. Marie hatte sich nie wirklich frei genommen. Nach ihrem Studium hatte sie direkt promoviert und danach hatte sie sich mehr und mehr in ihr Gebiet vertieft, zusammen mit Pierre. Jetzt, im Urlaub, konnte sie sich seit langem wieder einmal zurückziehen. Die meiste Zeit verbringen die Curies im Wasser. Sie schlafen wieder genug und lassen sich mehr als nur zehn Minuten Zeit beim Frühstück: „Pierre, sieh nur. Meine Fingerspitzen sind ganz rot! Was, meinst du, kann das sein?“ – „Denkst du, wir sollten mal zu einem Arzt hier in der Nähe? Vielleicht hast du in irgendetwas im Wasser gefasst. In irgendein giftiges Tier oder so.“ – „Dann gehe ich es lieber gleich mal abklären.“ – Dass sich der Arzt nicht erklären konnte, woher diese Rötung kam, ist nicht verwunderlich. Man hatte noch keine Ahnung, welche Auswirkungen die radioaktive Strahlung damals auf den menschlichen Körper hat. – „Der Arzt meint, ich solle mir diese Crème hier jeden Abend auf die geröteten Stellen reiben. Bis unser Urlaub zu Ende ist.“ Das ist leider gar nicht mehr so lange. Aber ich freue mich doch auch wieder mit der Arbeit fortzufahren.“ Die Curies verbringen ihre letzten Tage noch unbesorgt und zufrieden. Kurz nach ihren Ferien nahmen sie die Suche nach dem zweiten unbekannten Element auf. Marie und Pierre sind wie üblich in ihrem Labor. Doch heute gelingt ihnen etwas, was die Wissenschaft enorm anregt. Sie stellen, zusammen mit einem Freund von ihnen, Gustave Bémont, eine Probe her, die 900-mal so stark wie Uran strahlt. Dieses Element bekommt den Namen Radium.:“ Unglaublich! Sieh es dir an Pierre, die Messungen!“ :“Es muss extrem radioaktiv sein. Nun, so wird es ja überall berichtet. Marie Curie, die Entdeckerin der Radioaktivität.“ :“Ja, so ist es wohl. Seit der Verfärbung der Fotoplatte, war mir klar, dass da nicht nur bis dato bekannte Reaktionen ablaufen. Und ich scheine mich auch nicht geirrt zu haben.“, sagt Marie zufrieden zu Pierre. Kurz drauf ist es erneut Bequerel, der vor der Akademie von den Forschungsergebnissen Curies berichtete. Für diese Entdeckungen werden Marie noch zwei und Pierre noch ein Nobelpreis verliehen.

1843: Die Geburtsstunde des Computers

Jannis Leitner

Ada Lovelace (1815-1852) wird im britischen Adel geboren. Ihr Vater ist ein renommierter Dichter, verlässt Ada und ihre Mutter jedoch kurz nach ihrer Geburt. Ihre Mutter sorgt für eine gute und breit gefächerte Ausbildung, welche Ada von den besten Tutoren des Landes erhält. Schon früh zeigt sie Interesse an der Mathematik und dem Maschinenbau, was später ihr Leben prägen wird. Als Frau ist sie eine Ausnahme in der Welt der Wissenschaft, davon lässt sie sich jedoch nicht zurückhalten. Mit Charles Babbage und seiner Analytical Engine schreibt Ada 1848 das weltweit erste Computerprogramm und geht damit in die Geschichte ein.

Schon früh am Morgen, während die ersten Sonnenstrahlen die Strassen Londons erhellen, beginnt Ada den Tag. Während sie ihren morgendlichen Kaffee am hölzernen Morgentisch trinkt, versinkt sie in ihrer Gedankenwelt. „Ich weiss genau, dass das Potential weit über das Berechnen von Funktionen und Formeln geht", murmelt sie vor sich hin. „William?", ruft sie ihren Ehemann, „kannst du heute für mich in die Bibliothek gehen? Ich bräuchte dringend die Tabellen der Bernoulli-Zahlen." „Heute Nachmittag hätte ich Zeit, um ein paar Seiten abzuschreiben", antwortet er nickend. „Du weisst, ich würde es selbst machen, hätte ich Zugang zur Bibliothek", sagt Ada. „Schon gut", erwiderte er, „ich helfe dir gerne". Die meiste Zeit verbring Ada mit Charles Babbage, Mathematiker und Erfinder der Analytical Engine, eine Art mit Lochkarten programmierbarer Allzweck-Computer, woran sie unermüdlich tüfteln. Sie war schon immer begeistert von der Wissenschaft, im Besonderen von Maschinen, was sie schon früh zum Ausdruck brachte.

Als ihre Mutter Anne nach einer 15-monatigen Reise mit Ada, die damals zwölf Jahre alt ist, nach England zurückkehrt, erkrankt Anne, weshalb sie sich in einem Spital betreuen lässt. Während dieser Zeit wird Ada von ihrer Gouvernante Miss Stamp betreut. Auch wenn die beiden sich gut verstehen, vermisst Ada ihre Mutter sehr, weshalb sie sich mit ihrer neuen Beschäftigung ablenkt: das Entwerfen einer mit Dampf getriebenen Flugmaschine. Um zu verstehen, wie etwas fliegt, studiert sie die Anatomie der Vögel. Diese beobachtet sie Stunden lang mit einem Feldstecher, den sie im Haus gefunden hat, von ihrem Fenster aus. Äusserst akribisch

notiert sie ihre Beobachtungen in ihrem Notizbuch mit der Aufschrift „Flyology“. Schon bald erkennt sie, dass die Flügelgrösse proportional zur Körpergrösse sein muss, vorauf sie die ersten Skizzen einer möglichen Flugmaschine erstellt. Ada ist ehrgeizig und vor allem interessiert. Jedes Heft und jeden Artikel über das Fliegen, den sie in die Finger bekommt, verschlingt sie, liest sie aber nicht aus blossem Vergnügen. Durch die Lektüre zahlreicher verschiedener Artikel eignete sie sich bald ein so gutes Verständnis über das Fliegen an, dass sie selbst an der Spitze mit William Henson und John Stringfellow mithalten kann. Henson und Stringfellow zeichneten die ersten Flugapparate, welche Ähnlichkeiten mit denen unserer Zeit haben. Sie patentierten ihr Modell erst 15 Jahre, nachdem Ada ihre Modelle entwarf, welche sie aber später nie mehr aufgreift. Folglich wurde aus ihren Skizzen von Dampfflugmaschinen nie etwas, doch es war der Anfang ihrer Karriere als Naturwissenschaftlerin.

Die Voraussetzungen für ihre Begabung als Forscherin und Wissenschaftlerin kommen nicht von irgendwo, sondern von ihrer Mutter. Man könnte sagen, ihr Vater sei schuld daran.

Nur wenige Monate, nachdem Ada geboren wurde, musste Anne mit Ada die Familie verlassen. Ihr Vater George, der Baron Byron, wollte die Scheidung. Er ist adlig und ein berühmter Dichter in England, sprich, in der Familie hat er das Sagen. Widerwillig verliess Anne mit Ada die Familie und zog sie allein auf. George Byron war ein Verrückter, er trug bekanntlich immer einen Revolver und zwei Dolche mit sich und drohte gelegentlich, sich und seine Frau Anne zu ermorden. Dabei wirkte er überzeugend und angsteinflössend. Er war kein angenehmer Lebenspartner und war psychisch krank. Folglich machte sich Ann Sorgen, seine Verrücktheit könnte er Ada weitervererbt haben. Sie liebt ihr Kind und hoffte, durch Bildung ihre Vernunft und ihren Verstand zu kultivieren. Sie engagierte die besten Lehrer des Landes, Mathematiker sowie Sprachlehrer, von denen Ada eine ausgezeichnete Ausbildung erhielt. Die Naturwissenschaften taten es ihr besonders an, insbesondere Mathematik und Physik, welche sie ihr Leben lang begleiteten werden und nicht nur das, sie werden ebenfalls eine äusserst wichtige Rolle im Kampf gegen ihre vermeitlich von Vater George Byron geerbte Verrücktheit spielen.

Ada ist eine fleissige Person, sie mag ihre Arbeit. Heute Morgen ist sie munter aufgestanden, ihr Kopf ist gelüftet und bereit, ihrer Vision nachzugehen. Nun sitzt sie im Büro mit Charles und seinem Freund Charles Wheatstone. Ihr über die Jahre angeeignetes Wissen über die Analytical Engine gibt ihr ein so tiefes Verständnis über deren Funktionsweise, wie selbst der Erfinder Charles es nicht hat. Sie kennt jede noch so

kleine Funktion des theoretischen Systems und weiss, was diese Art von Maschinen für ein Potential haben. „Ada?“, ruft Wheatstone aus der anderen Ecke des Büros. „Kannst du dich noch an den Vortrag von Charles über die Analytical Engine an der Universität von Turin erinnern? Er erläuterte die Funktionen und das Grundkonzept der Maschine“. „Ja, er war lange weg“, erwiderte Ada. „Im Publikum sass ein gewisser Luigi Menabrea, ebenfalls ein Wissenschaftler. Er machte sich Notizen über die Maschine, welche in der Bibliothèque Universelle de Genève veröffentlicht wurden. Allerdings sind sie auf Französisch, würdest du sie ins Englische übersetzten?“, bittet Wheatstone Ada. Natürlich nimmt sie die Bitte an, für sie ist das keine grosse Sache. Sie hatte Französischunterricht zu Hause und beherrscht die Sprache. Dazu ist ihr Verständnis über die Maschine allemal genügend, um die Notizen inhaltlich korrekt zu übersetzte. Auch Ada sieht vorerst das Übersetzten mehr als eine nette Geste an, jedoch wird sie damit bald schon ein historisches Dokument schreiben, womit sie in die Geschichte der Computertechnik eingehen wird.

Sie vergeudet nicht viel Zeit und macht sich bald darauf an die Arbeit. Schon nach ein paar übersetzten Seiten merkt sie, dass das Übersetzten an sich wohl die kleinste Arbeit ist. Menabrea befasste sich nicht im Detail mit der Maschine, die einzigen Informationen, die er hatte, waren aus Charles' Vortrag, während dem er sich eher flüchtig als ausführlich Notizen gemacht hatte. Und auch so wurden sie veröffentlicht, eher flüchtig und fehlerhaft als fein herausgearbeitet. Ada, auf der anderen Seite, hat die Maschine studiert und legt viel Wert auf die Korrektheit der Informationen. Dazu empfindet sie es als wichtig, dass die neue Art von Maschine verbreitet wird und die Leute erfahren, was mit ihr alles möglich wäre. Fleissig und unaufhaltsam studiert, übersetzt und korrigiert sie die Schrift. Rund ein Jahr arbeitete sie Tag für Tag daran und 1843 zeigt sie die fertige Schrift Charles. Er ist regelrecht begeistert davon, denn auch ihm ist es ein Anliegen, dass die Leute von seiner Erfindung erfahren. Schliesslich sucht er immer wieder Investoren, welche das Projekt unterstützen. Charles sieht aber auch, dass Ada noch viel mehr über die Maschine zu berichten hat als das von Menabrea Aufgeschriebene. Er bittet sie, die Schrift zu ergänzen, sie soll all ihr Wissen über die Maschine in Worte fassen. Ada ist mehr als glücklich, dies machen zu dürfen, denn sie hat noch viel vor.

Im Gegensatz zu Ada sieht Charles das Potential der Maschine vor allem darin, mathematische Rechnungen durchzuführen. Damit könnte man jegliche Art von mathematischen Tabellen, Reihen und Folgen berechnen lassen. Schon das würde die Mathematik für immer verändern und es ermöglichen, dass alle forschenden Wissenschaftler ein zu 100 Prozent stimmendes Nachschlagewerk für Standardberechnungen wie

trigonometrische oder logarithmische Funktionen jederzeit zur Verfügung hätten. Ada erkennt die Wichtigkeit dieses Nachschlagewerkes durchaus, schon Menabrea befasste sich damit in seinen Notizen, welche Ada übersetzte. Deshalb kann sie sich nun anderen Aspekten widmen und somit ihre eigene Arbeit schreiben, was sie auch tun wird.

Jetzt mehr als zuvor hat sie das Gefühl, etwas zu tun, was von Bedeutung ist. Sie ist motiviert und will das Beste aus sich raushohlen. Sie will zeigen, dass, auch wenn sie auf keine Hochschule gehen kann und ihr der Zutritt zur Bibliothek verwehrt bleibt, sie keineswegs dem männlichen Geschlecht unterlegen ist. Tatsächlich gehört sie schon da zu den besten Wissenschaftlern, den Durchbruch zu den Bedeutendsten ist ihr bisher allerdings noch nicht gelungen. Nun wittert sie die Chance dazu und packt sie. Ada gibt alles, ihr Mann William unterstützt sie, wo er nur kann. Um für sie wichtige Dokumente abzuschreiben, tritt er sogar einem Verband bei, wodurch er Zugang zur Bibliothek erhält. Einen der wichtigsten Anhänge zu Menabreas Notizen, welche Ada machen will, ist ein Beispiel dafür, wie ein Programm für die Analytical Engine aussehen könnte. Es soll ihr berühmtester Anhang werden, worin sie das aufschreibt, was viele als das erste Computer Programm ansehen werden. Als Beispiel sucht sie sich die Berechnung der Bernoullizahlen aus. Es ist keine einfache Sache, auch wenn man die Zahlen schon seit dem 17. Jahrhundert kennt. Ein gewisser Jakob I Bernoulli entdeckte diese Zahlenfolge, die in der Mathematik immer wieder auftritt, wie zum Beispiel in Formeln, Funktionen und selbst in der Zahlentheorie. Noch nie hat allerdings irgendjemand auch nur daran gedacht, diese von einem Computer berechnen zu lassen, Ada betritt Neuland damit. Das Ganze ist mehr ein Gedankenspiel als etwas anderes, denn testen kann sie ihr Programm nicht. Allerdings kann sie das Programm im Kopf und mit Stift und Papier durchspielen, man könnte es auch Programmieren auf Papier nennen. Irgendwann, nach unzähligen Stunden konzentrierter Arbeit, ist sie schlussendlich der Meinung, dass das Programm funktioniere. Sie wird nie erfahren, ob dies tatsächlich der Fall ist, aber um die Richtigkeit an sich geht es gar nicht. Dieser Anhang wird später als Notiz G in den übersetzten Notizen zur Analytical Engine von Menabrea veröffentlicht und wird ihr den Durchbruch bringen, den sich wünschte. Denn mit diesem Programm, hat sie eine neue Welt der Wissenschaft eröffnet, sie hat den weltweit ersten Algorithmus geschrieben, das ist das Wichtige. Natürlich hat schlussendlich Charles als eigentlicher Erfinder der Analytical Engine einen genau so grossen Anteil daran, doch ohne Ada wäre die Geschichte vermutlich anders ausgegangen und viele hätten niemals von den Möglichkeiten der Maschine erfahren.

Bevor Ada ihren Ehemann William King kennenlernte, hatte sie viele Liebhaber. Sie ist eine gutaussehende Frau, die alles andere als langweilig ist. Dazu ist sie eine entschlossene Frau, die das macht, was sie will. Das kommt gut an bei Männern, und überall, wo sie hingeht, findet sie bald Gesellschaft. Allerdings werden ihr Entschlossenheit und Mut auch fast zum Verhängnis. Als sie noch jünger war, plante sie mit einem ihrer Hauslehrer, mit dem sie eine Affäre hatte, durchzubrennen. Wenig kümmerten die beiden die Konsequenzen, die das haben würde, doch ihre Verwandten, die davon Wind bekamen, schon. Sie berichteten ihrer Mutter davon, welche Ada schlussendlich davon abhalten kann und die Affäre vertuscht, denn diese hätte man damals als Skandal angesehen. William King erfuhr jedoch davon, doch er vergab ihr, und somit war sie bereit für ihren letzten Liebhaber, den sie auch heiraten würde. Ihr Vater war ähnlich wie sie, auch er hatte viele Liebschaften, jedoch konnte er schlussendlich nie sesshaft bleiben und zog immer weiter. Diese Ähnlichkeit lässt vermute, dass Ada tatsächlich Teile von seiner Verrücktheit geerbt hatte. Doch sie hatte etwas, was er nie hatte, nämlich die Faszination für die Naturwissenschaften, welche ihr Halt im Leben gaben. Doch speziell während dieser intensiven Zeit, als sie unter anderem das Programm zur Berechnung der Bernoulli-Zahlen schrieb, merkte sie, dass zu viel Mathematik ihr auch schaden könnte. In einem Brief an August de Morgans Frau, Sophia de Morgan, schreibt sie, dass zu viel Mathematik sie zu einem Zusammenbruch gebracht hätte. Mathematik im Übermasse würde nun nicht mehr die Leere in ihrem Geist stoppen. Schon früher hatte sich August de Morgan Sorgen gemacht darüber, dass ihr zu viel Mathematik nicht guttun würde, denn sie war ein kränkliches Kind. Seit dem achten Lebensjahr litt sie immer häufiger unter Kopfschmerzen und mit 14 Jahren erkrankte sie dann auch noch an Masern, wodurch sie ein Jahr lang an ihr Bett gefesselt war. Es war ein mühsamer Weg zurück in ihr altes Leben, wobei die unterstützende Mathematik eine wichtige Rolle spielte. Für Ada war es eine Gradwanderung zwischen einem Übermass und der richtigen Menge an Mathematik, welche ihr eine gesunde Balance im Leben verschafft. Momentan übernahm die Mathematik grosse Teile ihres Lebens, weshalb sie sich eine Auszeit abseits der Naturwissenschaften nahm. In dieser Zeit verbrachte sie mehr Zeit mit ihren drei Kinder Byron, Anne und Ralph, die mittlerweile schon sieben, sechs und vier Jahre alt waren. Es dauerte allerdings nicht lange, und Ada war wieder voll und ganz daran, die Technik voranzutreiben. Nach dem revolutionären Programm, was sie schrieb, konnte sie sich nun um ihre Vision kümmern, was in Zukunft mit Computern möglich sein wird. Sie erkannte, dass man mit Hilfe von Symbolik

noch weitaus kompliziertere Dinge berechnen könnte, deren Antwort man noch nicht kennt. Denn die Analytical Engine kann auch mit Symbolen umgehen, nicht nur Zahlen. In zahlreichen weiteren Notizen listete sie Ideen und Möglichleiten dafür auf. In einer diesen Notizen schreibt sie: „Würde man beispielsweise die grundlegenden Beziehungen von Tönen gemäss den Regeln der Harmonie und der Komposition auf diese Weise beschreiben lassen, könnte die Maschine komplizierte, wissenschaftliche Musikstücke beliebiger Komplexität oder Länge komponieren." Nicht nur Musik, sondern auch Bilder und Grafiken will sie den Computer machen lassen. Sie schrieb: „Die Analytical Engine webt algebraische Muster, wie der Jacquard-Webstuhl Blumen und Blätter." Des Weiteren, wagte sie sich in das Gebiet der Künstlichen Intelligenz, worin sie Mensch und Maschine ganz klar unterscheidet. Sie schreibt, ein Computer würde nie Gefühle wie ein Mensch verspüren können, auch würde er nie den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge kennen. Im Grund könne er nur genau das, was man ihm einprogrammiert, und nichts mehr. Mit ihren Worten wird sie noch lange recht behalten, wahrscheinlich für immer, denn Maschine bleibt Maschine.

All das veröffentlichte sie in Anhängen zu der Übersetzung der Notizen von Menabrea und brachte damit die Welt der Computer ein ganzes Stück weiter. Es ist ihr Lebenswerk und sie wurde damit zu dem, wovon sie immer träumte.

The Hidden Figure

Martin Maligec

Dorothy Vaughan (1910-2008) war eine afroamerikanische Frau, welche in einer Zeit der Diskriminierung gegenüber Schwarzen aufwuchs. Mit 33 Jahren, nach Aufhebung der Rassentrennung in der US-Verteidigungsindustrie, erhielt sie eine Stelle bei der NASA. Im Verlaufe ihrer Karriere arbeitete Vaughan mit führenden Computerfachleuten und Ingenieuren zusammen und wurde zur Expertin für die Programmiersprache FORTRAN. Sie und andere schwarze Mathematikerinnen sind zudem das Thema des 2016 erschienenen Buches „Hidden Figures", welches sie berühmt machte.

Vaughans verzerrtes Spiegelbild schaute sie an, als sie vor den Bildschirm trat. Der Computer war viel grösser als sie es sich vorgestellt hatte. Die Komponenten, in Form von riesigen Kästen, vollgepackt mit an den Innenwänden hängenden Speicherscheiben und Kabel, füllten den gesamten Raum und reichten bis an die Decke. Sie waren in der Form von drei unterschiedlich grossen, ineinander gefassten Kreisen angeordnet. Die Schaltfläche in der Mitte dieser Ringe war winzig im Vergleich zum Rest.

Von der einfachen Schreibmaschine zum vermutlich leistungsstärksten Computer, den es gab. Was hatte sie sich dabei gedacht? Sie war doch nur eine dumme, schwarze Frau, die sich zu nichts imstande fühlte. Nein, so durfte sie nicht denken. Es war die gleiche Situation wie damals in der Schule, als sie vor der Wandtafel stand. Sie hatte um Extraaufgaben gebeten, da die normalen Aufgaben zu einfach waren. Ihr Lehrer, Herr Monsey, hatte ihr eine beinahe unmögliche Aufgabe gegeben. Sie dachte, sich überschätzt zu haben, und hatte sich umgedreht. „Dorothy, warte", hatte Monsey damals gesagt, als sie gehen wollte. „Du hast um diese Herausforderung gebeten. Warum kneifst Du jetzt? Gib nicht so schnell auf, du kannst das!". Eine Viertelstunde später unterstrich sie das Resultat doppelt! Der Lehrer hatte sie lächelnd angeschaut. „Das ist richtig. Gut gemacht!". Monseys Worte sollten sie noch lange verfolgen. Immer wenn sie sich unsicher war, dachte sie an ihn.

Komm schon, Dorothy, herrschte sie sich an. Du hast um diese Herausforderung gebeten. Nun zeige, dass Du ihr gewachsen bist. Löse die Mathematikaufgabe! Sie schaffte sich einen Überblick. Die Schaltfläche bestand aus vielen Kipp- und Drehschaltern. Sie waren mit weiss beschriftet. Vieles kannte sie nicht; vielleicht gab es etwas? Da! Oberhalb von

einigen Knöpfen und Drehschaltern stand in grosser Schrift „Euler-Verfahren“. Sie hatte es letztens mit zwei ihrer schwarzen Arbeitskolleginnen benutzt, um die Flugbahn der Kapsel zu berechnen. Die Drehschalter waren beschriftet: Diskretisierungs-Schrittweite, Anfangswert… Man konnte die Werte bequem durch das Drehen an den kleinen Rädchen eingeben. Vaughan lief ein angenehmer Schauer über den Rücken. Wenn es so war, wie sie es sich vorstellte, wäre das genial. Nein, das war unmöglich! Sie stellte die Zahlen ein, die sie benutzt hatten. Das Klicken des Drehschalters erfüllte den Raum. Der Bildschirm zeigte die Werte an. Das war unfassbar! Nachdem die Werte definiert waren, trat sie zwei Schritte zurück und schaute den Computer erwartungsvoll an. Nichts geschah. Die Speicherplatten drehten sich nicht, und auch der Bildschirm zeigte nichts Neues. Dann fiel ihr ein grün blinkender Knopf auf, auf dem das Wort „Enter“ stand. Sie drückte drauf. Der Computer bestätigte ihre Eingabe mit einem Piepsen, dann blieb er still. Sekunden später ertönte ein Surren in den hinteren Reihen der Maschine, die Speicherscheiben fingen an sich zu drehen. Plötzlich wurde es wieder ruhig. Die Mathematikerin trat einen Schritt zurück. Hatte sie einen Fehler gemacht? Hatte sie die Maschine schon überfordert? Skeptisch schaute sie auf den Bildschirm: Die Werte, welche sie vorhin eingegeben hatte, waren die gleichen, genauso wie das stete Blinken, welches die Zeile, die sie vorhin bearbeitet hatte, markierte. Das Feld für das Resultat war noch immer leer. Der Computer war offenbar stehen geblieben.

Sie war enttäuscht. Seit sie in der NASA arbeitet, hatte man über dieses Meisterwerk der Technik und Informatik geschwärmt. Es wurde sogar in den Medien darüber berichtet: Die Forschungsanstalt besitze einen Computer, der Berechnungen innerhalb von wenigen Sekunden durchführen könnte und der zu einer deutlichen Effizienzsteigerung führen sollte. Das geschäftsinterne Büro für Informatik war buchstäblich überrannt worden, jeder wollte mit dem Monster arbeiten. Doch nur die Besten waren in das Alpha-FORTRAN-Programm aufgenommen worden. Die Afroamerikanerin erinnerte sich noch genau: Sie musste sich, im Gegensatz zu den weissen Kandidatinnen, mehrmals dafür einsetzen, im Programm zu bleiben. Schwarze Frauen wurden eben nicht gerne in einflussreichen Positionen gesehen. Sie hatte sich die letzten Jahre fast zu Tode geschuftet, um nun hier zu sein. Sie hatte den Supercomputer der NASA vor sich. Und er funktionierte nicht.

Sie suchte nach Anzeichen einer Fehlermeldung. Weder das Interface des Rechners noch die physischen Komponenten deuteten auf irgendeinen Fehler hin. Plötzlich begannen sich sämtliche Scheiben zu drehen. Der ganze Raum summte wie ein Bienenschwarm. Vaughan trat

zurück und schaute dem Geschehen mit einer Mischung von Panik und Faszination zu: Sollte das so sein? Der Bildschirm wurde schwarz. Nur das Summen deutete auf eine Tätigkeit des Computers hin. Die Situation war ihr unangenehm: Sie mochte es überhaupt nicht, wenn etwas nicht in ihrer Kontrolle lag. Auf einen Schlag hörte das Bienensummen auf. Sämtliche Speicherscheiben im Raum vollführten letzte Umdrehungen und blieben stehen. Es wurde totenstill im Raum. Sollte das so sein? Vaughan trat an die Schalttafel. Die Drehschalter waren eingerastet, die Werte liessen sich nicht mehr verstellen. Auch ein Drücken der Knöpfe führte zu nichts. Das Gerät rührte sich nicht mehr.

Die vermeintlichen Experten und die Medien hatten sich geirrt: Das war nicht der Supercomputer, als was er bezeichnet wurde. Die Jahre der Vorbereitung und der Arbeit ihrerseits haben sich nicht ausbezahlt. „Hätte ich doch meine Energie in andere Gebiete gesteckt!". Sogleich fühlte sie sich wieder schlecht. Sie hatte die Herausforderung angenommen. Doch warum funktionierte es nicht? Dorothy erinnerte sich an ein interessantes Interview bezüglich des noch unbekannten Potenzials von Computern. Was hatte er nochmal gesagt? Die Geräte seien schon sehr bald in der Lage, schneller als die Menschen zu rechnen. Sie lebten in einer Zeit der sogenannten Digitalisierung, Computer würden schon bald die Arbeit von Menschen übernehmen und schneller in allen Bereichen sein. Man müsse sich schnell anpassen, sonst würde man überrannt. „Jeder wird einen eigenen besitzen. Jeder Mensch wird den seinen auf dem Schreibtisch stehen haben.". „Und was ist, wenn er nicht funktioniert?", hatte der Autor gefragt. „Dann ist er entweder sehr langsam, oder das Problem sitzt zwischen Bildschirm und Stuhllehne".

Vaughan musste schmunzeln. Was sollte sie denn falsch gemacht haben? Die Werte waren an den Drehschaltern ablesbar, die stimmten. Der Enter-Knopf war eingedrückt, dies sollte ebenfalls korrekt sein. Vielleicht war der Computer doch nicht so schnell wie alle dachten. Vaughan und ihre Kolleginnen haben eine Woche für ihre Berechnungen benötigt. Vielleicht brauchte das Gerät mehr Zeit. Soll sie in einer Stunde wieder kommen? Oder musste sie… das gleiche Piepsen wie bei der Eingabe liess sie zusammenzucken. Fast gleichzeitig schaltete sich der Bildschirm wieder ein. Sie trat näher. Das Feld für das Resultat war ausgefüllt mit einer Zahl. Vaughan und ihre Kolleginnen hatten es damals nur auf das Hundertstel genau bestimmen können. Sie stockte: Das Gerät zeigte die gleiche Zahl an, die sie errechnet hatten. Aber um zehn Kommastellen genauer. Eine Woche Arbeit und Rechnen wurde innerhalb von wenigen Minuten verrichtet. Die Begeisterung der Mitarbeiter und der Medien war also doch berechtigt. Der Informatiker hatte recht gehabt. Das war un-

glaublich. Der Computer war sagenhaft schnell. Was hatte er gesagt? Das Zeitalter einer Digitalisierung oder Ähnlichem sei angebrochen. Anpassung müsse schnell erfolgen, ansonsten bliebe man auf der Strecke zurück. Vaughan freute sich schon darauf, ihre Mädels diesbezüglich zu unterrichten.

Feierabend

Tim Maurer

Zaha Hadid (1950-2016) stammt aus reichen Verhältnissen, der Vater war mehrmals irakischer Finanzmeister, die Mutter arbeitet als Geschäftsfrau. Auf die Schulbildung legen ihre Eltern grossen Wert, sodass sie oft im Ausland zur Schule geht. Die Architektur begeistert Zaha schon, seit sie klein ist, darum studiert sie zuerst Mathematik und danach Architektur. Mit 30 Jahren eröffnet sie ihr eigenes Architektenbüro. Bei Wettbewerben hat sie grossen Erfolg, sie gewinnt einen nach dem anderen. Das grosse Problem ist: Ihre entworfenen Gebäude werden von den Bauingenieuren als nicht baubar abgestempelt. Trotzdem hat Zaha als Frau in der Männerbranche Architektur grosse Veränderungen bewirkt. 2004 hat sie als erste Frau die höchste Auszeichnung für Architektur erhalten, den Pritzker-Preis. Umso tragischer ist es, dass sie gerade jetzt verstorben ist, als endlich viele ihrer Projekte gebaut.

Nur noch eine kleine Sichel der untergehenden Sonne ist über dem Horizont zu sehen, der Raum liegt in einem romantischen Rot. Pärchen hätten sich jetzt geküsst, um gemeinsam diesen wunderbaren Augenblick zu geniessen, doch Zaha hat nicht die Zeit, diesen gewaltigen Anblick nur eines Blickes würdigen zu können. Am liebsten hätte sie es, wenn ein grosses Gewitter über die Stadt herzöge. Was für die meisten Mitarbeiter die schönste Zeit in der Woche ist, ist für Zaha eigentlich die kreativste, der Feierabend. Während alle anderen sich amüsieren, geht sie ihrer Passion nach und entwirft neue Formen. Gebäude, die sich bisher niemand hat vorstellen können. Früher war das ihre Arbeit gewesen. Heute ist ihr Tag ausgefüllt mit Telefonaten, Meetings und Korrespondenzen gefüllt. Doch damals, als sie ihr Büro frisch gegründet hatte, stand die Entwurfsarbeit ganz im Vordergrund, ohne Einschränkungen, das Unmögliche wurde gedacht und als Zeichnung oder Model realisiert. Dies war eine Zeit der totalen Freiheit und der unbeschränkten Möglichkeiten gewesen. Aber es war eine wichtige Zeit gewesen, nur durch das Ausleben der Kreativität konnte sie sich dorthin entwickeln, wo sie jetzt steht. Es gibt ihr immer wieder einen Stich ins Herz, wenn sie daran denkt, wie sie ihren ersten internationalen Wettbewerb gewonnen hatte, der dann aber nicht gebaut werden konnte, und sie so von der Presse als Fantastin abgestempelt wurde.

Bis nächste Woche muss das Projekt fertig sein, doch im Büro wird immer noch die Konstruktion der Stahlträger optimiert. Das aufdringliche Quietschen der Schiebetüre erfüllt den Raum und wie jedes Mal greifen sich beinahe alle Angestellten an die Ohren. Zaha ist das egal, sie interessiert mehr, wer sich in dieser stressigen Situation die Frechheit erlaubt, sich in irgendeiner Weise eine Pause zu gönnen. Wie so oft ist es Mr. Pidcock, der mit einem Café in der rechten Hand und mit fokussiertem Blick den Raum betritt und wie auf Schienen auf direktem Weg zu seinem Platz zurückläuft. Was denkt er sich eigentlich, als ob seine theatralische Aufführung irgendetwas entschuldigen könnte, das wird heute Abend noch eine scharfe E-Mail geben. Mr. Pidcock setzt sich an seinen Schreibtisch, auf dem sich die leeren Café-Plastikbecher nur so stapeln. Kein Wunder, dass sie nicht vorankamen, sie hatte sich die besten Absolventen in ihr Team geholt, doch der Motivationsunterschied zwischen ihr und ihren Mitarbeitern war trotzdem offensichtlich. Die Aufgabe der Mitarbeiter waren die Berechnungen und Konstruktionen, sodass das Gebäude realisiert werden kann – und hier hakt es noch. In diesem Moment kommt ihr wieder eine Erinnerung in den Sinn, als sie vom Direktor des Vitra Campus beauftragt wurde, eine Feuerwache zu bauen. Ja, zu bauen, nicht nur zu entwerfen. Elf Jahre Durststrecke hatte sie hinter sich. Ihr gelang es seit der Gründung ihres Büros kein einziges Mal, dass einer ihrer Entwürfe realisiert werden konnte. Tief getroffen wurde sie von der hartnäckigen und ausdauernden Ablehnung ihrer Arbeiten wie für das Opernhaus im walisischen Cardiff. Dreimal wurde der Wettbewerb neu ausgeschrieben, da der Baukommission der Siegerentwurf der Jury nicht gefiel, und jedes Mal gewann ein Entwurf von ihr. Letztlich war ihr das eine gute Lehre und seitdem hört sie dann doch auf ihren Bauingenieur Herr Pidcock und versucht, ihre Mitarbeiter nicht unter zu hohen Zeitdruck zu setzten.

Energisch hackt sie in die Tasten des Computers, so manche spitze Bemerkung findet ihren Platz und Zara malt sich genüsslich aus, mit welchem Gesichtsausdruck der gute Mr. Pidcock die E-Mail empfangen wird. Offensichtlich abreagiert, lehnt sie sich zurück und lässt ihren Blick in die Ferne schweifen und landet in Gedanken im fernen Japan. Tokyo: Das undurchdringliche Dickicht der engen Gassen, darüber die mehrstöckigen Autobahnen, die alles überspannen, dazwischen die quirligen Zentren mit ihren futuristischen Hochhäusern, und doch immer wieder Oasen der Ruhe, die alten japanischen Tempel. Und mittendrin soll das Olympiastadion gebaut werden. Endlich kann sie die Gedanken, die sich Zaha den

ganzen Tag gemacht hat, auf Papier bringen. Zaha verabschiedet sich von den letzten engagierten Mitarbeitern. Der fahle Wiederschein der Lichter des Londoner Nachtlebens spiegelt sich in den Scheiben des Bürohochhauses. Zaha Hadids Privatraum gleicht eher dem Atelier eines Künstlers als einem Architekturbüro. Dies ist der magische Moment, auf den all ihre Gedanken der ganzen Woche hinführen. Trotz ihrer Körperfülle setzt sich Hadid, einer Balletttänzerin gleichend, in Bewegung. Schwungvoll fliegt der Pinsel über die Leinwand. Strich für Strich kristallisiert sich für den imaginären Zuschauer ein lila schimmerndes Stadion heraus, das über der Stadt zu schweben scheint. Ein unerhört kühner Entwurf, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Langsam bilden sich Runzeln auf ihrer Stirn. Wie sollten diese über 100 Meter lang flach gespannten Bögen realisiert werden? Wieder einmal eine etwas schwierige Aufgabe für Mr. Pidcock. Die Uhr schlägt Zehn, die Zeit, bei der sie immer ihre Mitarbeiter mit E-Mails drangsaliert. Wie jeden Abend schaut Mr. Pidcock gerade jetzt die late night show, da wird er sich besonders über diese Mail freuen. Die Maus schwebt bereits über „abschicken", doch irgendetwas hält sie davon ab, letztlich braucht sie morgen einen gut gelaunten Mitarbeiter, der sich mit der Mammutaufgabe, der Berechnung der Statik des neun Stadions, auseinander setzten muss, und so landet die Mail im Papierkorb. Dieses Stadion soll der Welt zeigen, was für eine brillante Architektin sie ist und vor allem dass ihre utopisch wirkenden Gebäude gebaut werden können. Dort, bei Olympia, wo sich Menschen aus aller Welt treffen und vereinen, wo verschiedenen Kulturen zusammenfliessen, fliesst das Stadion aus den Gassen, schwebt über der Wettkampfstätte und ergiesst sich wieder zurück in die Stadt.

Steinig war der Weg, den sie zurücklegen musste, lange hat es gedauert, bis sie von der elitären Architektenschicht nicht mehr belächelt wurde, sicherlich hat der Pritzker-Preis viel dazu beigetragen. Ein stolzes Grinsen ist auf Zahas Gesicht zu erhaschen. Diese eingebildete Männerwelt, denen habe ich es gezeigt. Ihr Traum war es immer schon geweesen, mit einer Bauingenieurin zusammen arbeiten zu können. So eine Zusammenarbeit wäre wohl viel fruchtbarer, viel zu viel Energie ging immer verloren, bis sie sich behaupten und ihre Ideen durchgesetzten konnte. Sie war nun mal die Architektin und der Ingenieur der Statiker und nicht der, der den Entwurf kritisieren und ändern sollte. Wenn sie mit Studenten zusammenarbeitet, ist die Situation viel einfacher, die jungen Leute sind viel offener und weniger voreingenommen gegen neuartige Ideen. Gedankenverloren blättert sie in einer alten Zeitschrift herum. „Die unbelehrbare Diva", Zaha runzelt verlegen die Stirn, liest aber weiter. „Wieder kann

ein Sieger-entwurf von Zaha Hadid nicht gebaut werden.“ Die Fachwelt war vom Entwurf von Zaha Hadid restlos begeistert, die internationale Jury hatte ihn einstimmig zum Sieger gekürt. Sie hat es geschafft, den trostlosen Uni-campus in Sevilla in ein fliessendes Raumkontinuum zu verwandeln. Einen Monat später ist dieser Plan geplatzt. Einwohnereinsprachen verhinderten den Bau. Es wurde der Bebauungsplan nicht eingehalten, die Bibliothek würde in der ländlichen Vorstadt wie ein Kolos alles überragen. Darauf bat man Hadid um eine kleine Umarbeitung des Entwurfes. „Während der Besprechung verhielt Hadid sich wie eine Diva und wollte auf keinerlei Kompromisse eingehen“, so der Leiter der Baubehörde. Nun kommt es zu einer neuen Ausschreibung des Wettbewerbs, an der Hadid nicht mehr teilnehmen wird. Tragisch für die Universität, denn so hat die Universität die Chance verpasst, auf ihrem Campus ein Gebäude von einer der bedeutendsten Architekten unseres Jahrhunderts zu bauen.

Zaha klimpert mit ihren viel zu langen Fingernägeln gedankenverloren auf dem Glastisch. Nun ist sie um einiges älter, auf ihrem Gesicht haben sich die ersten Falten gebildet und sportlicher wird sie auch nicht mehr. Zehn Jahre ist es nun her seit dem Projekt um die Universitätsbibliothek in Sevilla. Doch nach grossen Startschwierigkeiten am Anfang ihrer Karriere reissen sich die Unternehmer nun nur so um ihre Entwürfe. In den letzten Jahren hatte sie einen richtigen Lauf, ein Gebäude, nein, ein Kunstwerk nach dem anderem schoss aus der Erde empor. Sie hatte all ihre Kritiker Lügen gestraft, bei keinem ihrer Gebäude hat es grössere Probleme beim Bau gegeben oder gar Schwierigkeiten mit der Schwerkraft, wie man es ihr früher gerne nachgesagt hatte. Nein, im Gegenteil, ihre Gebäude wurden schnell gebaut. Eine Fantastin hatte man sie genannt, dabei war sie ihrer Zeit voraus. Schon in jungen Jahren hatte Zaha gewusst, dass sie Architektin werden würde, mit elf Jahren, um genau zu sein. Ihre Erinnerungen an jenen heissen Sommertag sind noch schemenhaft vorhanden. Sie döste, ausgepowert vom anstrengenden Tag, vor sich hin, als plötzlich ein Schreiner ihr Zimmer betrat. Er hatte den Auftrag, Zahas Kinderzimmer neu einzurichten, Zaha war erzürnt. Wie oft hatte sie ihren Vater gebeten, ihr Zimmer selbst einrichten zu können. Darüber traurig zu sein würde nichts nützten, ihr Vater war nicht zuhause und so nahm sie die Sache selbst in die Hand. Anfangs skeptisch, folgte der Schreiner zögernd den Befehlen des elfjährigen Mädchens, doch nach kurzer Zeit erkannte er die Genialität des kleinen Kindes und war restlos begeistert. Die Zimmereinrichtung von Zaha Hadid würde später zu seinem Kassenschlager werden. Nun, als arrivierte Architektin, hat sie pro-

biert, ihr eigenes Möbelstück zu designen. Zaha fand ihren ersten Entwurf abscheulich und wollte es mit dieser Tätigkeit lassen, doch Mr. Pidcock versicherte ihr, den Leuten würde es gefallen. Mr. Pidcock behielt recht. Im Anschluss daran liess sie ihrer Kreativität freien Lauf und entwarf Boote, Schuhe…. Egal, was sie entwarf, den Käufern gefiel es. Jetzt, als angesehene Persönlichkeit, konnte sie machen, was sie wollte, und die Presse machte es zu Gold. Vor nicht allzu langer Zeit war es genau umgekehrt gewesen. Lächerlich. Wie leicht der Mensch doch beeinflussbar ist. Das Olympiastadion in Tokyo sollte nicht mehr gebaut werden, japanische Berufskollegen hatten sich gegen ihren Entwurf ausgesprochen. Zwei Jahre später verstarb Zaha Hadid an Herzversagen.

Der eiserne Krieg

Dennis Pfister

Margaret Hilda Thatcher (1925-2013) wächst in Grantham, einer Stadt in East Midlands, auf. Ihr Vater war Bürgermeister von Grantham und führt zusätzlich einen Kolonialwarenladen. Er ist ihr Vorbild und Unterstützer. Mit zwei Studien im Gepäck und einem unterstützenden Vater und Ehemann verwirklicht sie sich ihren Traum, Politikerin zu werden. Auch an der Spitze, zudem als erste weibliche Premier Ministerin, ruht sie sich nicht aus und bewegt mit kleinen Dingen Grosses.

Mein Mann und ich sitzen im Scarlett Green und dinieren mit Nancy und Ronald Reagan. „The problem with socialism is that you eventually run out of other people's money", sagte ich. Kurz darauf brachen wir vier in Gelächter aus. Nach einer spannenden Diskussion über den Kapitalismus und den Sozialismus lassen wir Wirtschaft und Politik für einen Moment ruhen. Danach schwärme ich von meiner USA-Reise. Ich träumte früher schon davon, dass die USA ein wunderschönes Land sein muss. Sie aber mit meinen eigenen Augen zu sehen, überrtraf all meine Vorstellungen. Die Landschaft, die Menschen und das Essen waren einfach top. Ohne diese Reise würden wir jetzt wahrscheinlich gar nicht hier zusammenhocken und dieses Gespräch führen. Diese Reise war für mich, vor allem auf heute bezogen, eine Win-Win-Situation. Wir genossen den letzten gemeinsamen Abend noch in vollen Zügen und liessen ihn fröhlich ausklingen.

Am nächsten Morgen bin ich schon früh auf den Beinen, denn ich werde heute für ein Interview und einen Parteiwerbespot gebraucht. Mein Mann Denis schläft noch. Wenn ich an die Zeit denke, wo er derjenige war, der so früh auf den Beinen war, muss ich schmunzeln. Er arbeitete damals in der Atlas Perservative Co. Um 4:00 AM war für ihn Tagwache. Heute ist es genau andersrum, denn als ich ihn von meinen politischen Zielen erzählte, hielt er diese zuerst für unrealistisch. Dennoch unterstützte er mich weiterhin. Als ich dann aber als Abgeordnete ins Unterhaus für den Wahlkreis Finchley gewählt wurde, hielt er meine Zeile für doch nicht so unrealistisch. Kurz darauf ging er meinetwegen in den Ruhestand, um mich und meine politische Laufbahn besser unterstützen zu können. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Ohne ihn stünde ich jetzt nicht hier. Ich sehe ihn nochmals kurz an, er schläft immer noch wie ein

Murmeltier. Ich mache mich auf den Weg zum Interview der BBC. Dort angekommen werde ich ausgefragt, warum ich zum Beispiel den Zinssatz weiterhin auf 15% liesse. Die Antwort auf diese Frage ist meiner Meinung nach ganz einfach: Du sollst dir nur Sachen leisten, die du entweder mit deinen flüssigen Mitteln direkt bezahlen kannst oder mit Kredit, welchen du aber nach möglichst kurzer Zeit wieder zurückzahlen kannst. So werde verhindert, dass zu viele Menschen über ihren Verhältnissen leben, was wiederum das Risiko für Inflation in allen Wirtschaftssektoren vermindert. Ich wurde auch über die langanhaltenden Konflikte mit der IRA befragt. Aus meiner Sicht sind die Führer der IRA alle Kriminelle. Egal, wie hart man versucht, das Verhalten der IRA schönzureden, es wird einem nicht gelingen. „Solche Interviews sind enorm wichtig, um dem Volk deine Stellung zu einem Thema klarzumachen. Auch ist es für dich wichtig, zu deinen Werten zu stehen und diese auch nach aussen zu zeigen", antwortete mir mein Vater immer wieder, wenn ich ihn fragte, warum er so oft Interviews gab. Er war und ist mein Vorbild und wird es auch immer bleiben.

Die Zeit drängt, denn heute steht noch der Parteiwerbespot an. Am Set angekommen, geht alles ganz schnell. Der erste Take ist im Kasten. Plötzlich kommt ein Sekretär angelaufen. „Frau Premierminister, eine Eilnachricht von den Falklandinseln!" Ich öffne den Brief und beginne zu lesen. Argentinische Truppen haben die Falklandinseln besetzt. Wollen die Insel zurückerobern. Dieser Leopoldo Galitieri ist unberechenbar. Das kann doch nicht wahr sein, es fühlt sich so unrealistisch an. Es ist schon bald 40 Jahre her seit dem Zweiten Weltkrieg und ich dachte, wir hätten Krieg für die nächsten hundert Jahre gesehen. Da kommen schlechte Erinnerungen aus meiner Kindheit hoch. Meine Heimatstadt, Grantham, wurde während dem Zweiten Weltkrieg von deutschen Fliegern bombardiert. Es fühlt sich beängstigend an, dass ich allein einen Krieg auslösen könnte. Was soll ich tun? Der Parteiwerbespot ist vergessen und ich fahre nach Hause zu Denis, um ihm die Situation zu erläutern. Nach meiner Schilderung atmet er schwer, es herrscht Stille. Du musst probieren, Galitieri über einen diplomatischen Kanal zur Vernunft zu bringen. Krieg ist immer sinnlos. Am Abend gibt es eine Krisensitzung meines Kabinetts. Wir besprechen die Situation und einigen uns vorerst auf einen diplomatischen Lösungsansatz. Am nächsten Tag besprechen wir die Situation mit der UNO und den USA. Diese unterstützen beide unseren Vorschlag, diesen Konflikt diplomatisch zu regeln. In der nächsten Woche ereignen sich unzählige Vermittlungsversuche der USA, der UNO und von mir. Alle erfolglos. Ein erstes Schiff ist schon auf dem Weg Richtung Falklandinseln. Galitieri zieht sich nicht zurück. Was nun? Ein Krieg wäre eine

riesige Aktion, welche wirtschaftlich gesehen nicht wirklich nachhaltig wäre. Auch werden Menschen sterben müssen. Ausserdem müsste auch Tailor, mein Enkel, in den Krieg ziehen. Das kann ich ihm nicht antun. Der Druck von aussen wird immer grösser. Alle erwarten von mir, dass ich handle. Denis bleibt bei der Meinung, eine diplomatische Lösung finden zu müssen. Was hätte Churchill in meiner Situation getan? Er hätte sicher das Reich der Queen verteidigt, mit allem, was er hatte. Was denkt Galitieri, was ich tun werde. Ich nehme schwer an, dass er davon ausgeht, dass ich nichts unternehmen werde, und er gut durch die 12'000 km Distanz geschützt ist. Ich denke, es ist an der Zeit, dem Leopoldo eine Lektion zu erteilen. So entscheide ich mich, für das Reich der Queen einzustehen. Ich schicke noch weitere Kriegsschiffe auf die zweiwöchige Reise. Während diesen beiden Wochen erhöhen wir den diplomatischen Druck auf Argentinien nochmals erheblich. Leider vergebens. Pläne für eine mögliche Zurückeroberung stehen noch in den Sternen. Ich will auch gar nicht zu sehr mitwirken, denn ich habe von Kriegsführung nur bedingt eine Ahnung. Auch will ich den Fehler nicht machen, den Churchill gerne gemacht hatte, nämlich die strategische Planung der Offiziere stören. Also gebe ich nur grobe Befehle und lasse die Offiziere ungestört die Strategien herausarbeiten. Unsere Flotte ist nun nur noch einen Tag von den Inseln entfernt. An diesem Abend verbringen wir die Nacht im Grand Hotel in Brighton. Ich wache auf. Ich befinde mich auf einem Schiff. Mich umgeben gefüllte Tankkanister, viele Soldaten und eine riesige Menge an Munition. Die Stimmung ist angespannt. Ich und andere Soldaten, darunter mein Enkel, hocken am Boden und spielen Karten. Andere reinigen ihre Waffen oder vertreiben die Zeit mit anderen alltäglichen Dingen. Die Sir Galahad steht schon viel zu lange in der Bucht. Plötzlich hören wir ein ohrenbetäubendes Dröhnen und zwei Sekunden später werde ich durch den Schiffsrumpf geschleudert. Meine Ausrüstung wiegt zwar zwanzig Kilogramm, ich fliege jedoch wie eine Feder durch die Luft. Alles bewegte sich in Zeitlupe. Soldaten, Tankkanister, Munition fliegen durch die Luft. Zu meiner rechten Seite fliegt ein Kartendeck mit mir. Zu meiner linken Tailor mit einem Schrecken im Gesicht. Ich falle ins Bodenlose und purzle aus dem Bett. Schweissgebadet richte ich mich auf. Traurig schaue ich aus dem Fenster und bete für Tailor. Ich gehe wieder ins Bett und versuche wieder einzuschlafen. Eine laute Explosion reist mich aus meinem Schlaf. Dieses Mal träume ich aber nicht. Denis schaut mich verängstigt an. Ich stehe auf und laufe Richtung Badezimmer. Da, wo die Badewanne stehen sollte, war es bodenlos. Wir werden bombardiert. Die Realität hat mich eingeholt. An Schlafen ist nicht mehr zu denken. Denis und ich packten unser Koffer und fahren schnell weg von hier. Wollte man uns töten? Das

muss die IRA gewesen sein. Wie schon gesagt, die handeln einfach kriminell. Es stellt sich am nächsten Tag heraus, dass es tatsächlich die IRA war. Die Bombe war für mich bestimmt gewesen. Stattdessen tötete sie fünf unschuldige Menschen. Heute ist der Tag, an dem die Truppen die Falklandinseln erreichen. Ich habe keine Zeit, mich weiter mit dem Anschlag zu beschäftigen, die Zurückeroberung hat oberste Priorität. Die Operation muss erfolgreich sein, ansonsten bin ich nicht mehr lange in meinem Amt. Ein Sieg wäre gut für mich und die ganze politische Lage im Land. Meine vielen Änderungen werden nur zäh von der Bevölkerung akzeptiert und angenommen. Es sind vor allem wirtschaftliche Dinge, die ich am Ändern bin. Zum Beispiel arbeite ich an der Privatisierung von staatlichen Firmen, denn diese behindern eine freie Marktwirtschaft. Ein Sieg würde also nicht nur das Reich der Queen schützen, sondern auch diese wirtschaftlichen Veränderungen erfolgreicher machen. Der Krieg beginnt. Ich will und kann keinen Einfluss auf die Lage an der Front nehmen. Ich fühle mich machtlos. Ich als Iron Lady habe keinen Einfluss auf den Sieg des Krieges. Ich vertraue meinen Offizieren und Soldaten vollkommen. Die nächsten zwei Wochen schlafe ich nur mit einem Auge. Es gehen mir zu viele Gedanken durch den Kopf. Was habe ich getan? Menschenleben aufs Spiel setzen – für was genau? Um eine alte Kolonie zurückzuerobern? In welchem Jahrhundert leben wir? Um 1700? Oder sind es doch eher die innenpolitischen Ziele, die durch den Sieg mehr Erfolgschancen haben? Es ist eine Mischung von beidem. Es erreicht mich eine Nachricht aus dem Kriegsgebiet, die Sir Galahad wurde bombardiert…. Mein Traum wird zur Realität. Tailor ist in einer der Welsh-Guards Kompanien. Zwei dieser Kompanien sind an Bord der Sir Galahad. Der Krieg geht weiter, die Ungewissheit blieb. War Tailor an Board der Sir Galahad gewesen? Die Truppen machten schnellen Fortschritt und am 20. Juni 1982, nach 74 Tagen Krieg, gibt die Argentinien auf. Der Krieg ist vorbei. Der Krieg ist gewonnen. Tailor war wo genau? 225 Tote auf unserer Seite, das weiss man eine Woche nach dem Krieg. Darunter auch Tailor. Er war an Board der Sir Galahad gewesen. Niemand konnte ihn retten. Die Überlebenden kehren zurück. Hier angekommen, werden sie wie Helden gefeiert. Ich habe zwar auch meine Ziele erreichen können, jedoch nicht ohne Verluste. Mein Enkel ist tot. Ob es das wert war? Natürlich nicht. Aber Verluste sind unvermeidbar. Das Brutalste ist, dass die Zeit einfach weitertickt. Alles schreitet voran und nach kurzer Zeit ist der Krieg für die Unbeteiligten vergessen. Das Leben geht weiter, ich eile wieder von Interview zu Interview. Den Parteiwerbespot werde ich nächste Woche nachholen müssen und den Anschlag der IRA gilt es auch noch genauer unter die Lupe zu nehmen. Ich ruhe mich nicht aus, denn dieses

Land hat es verdient, auch in Zukunft wirtschaftlich und politisch erfolgreich zu sein. Für Tailor, für Großbritannien setze ich mich, die Iron Lady, bis zur letzten Sekunde meiner Amtszeit ein. Versprochen!

Der Weg ins Leben

Lorenz Rickli

Hedwig Eva Maria Kiesler (1914-2000) wird Anfang des Zweiten Weltkriegs in Wien als Tochter einer Konzertpianistin und eines Bankdirektors geboren. Ihr Weg führt über einige Skandale bis hin zum grossen Stern am Himmel Hollywoods. Sie ist eine der berüchtigtsten *Femmes fatales* ihrer Zeit und wird auch als schönste Frau der Welt betitelt. Ihr wirkliches Interesse gilt jedoch immer der Wissenschaft. So kommt es, dass sie ihre Rollen in Filmen als eindimensional und langweilig betitelt und ihr grösstes Werk ganz abseits der Bühne errichtet: Mit ihrer genialen Idee legt sie den Grundstein für Bluetooth und W-Lan.

Die Sonnenstrahlen, welche durch die weit geöffneten Vorhänge des Zimmers fallen, wecken Hedy. Noch ganz verschlafen räkelte sie sich im Bett. Sie schaut zur Decke des pompösen Zimmers und ist froh, dass ihr Mann jeden Morgen so früh aufsteht und zur Arbeit geht. Nicht dass sie in einem Zimmer schlafen würden und er jetzt sonst hier wäre. Aber schon nur der Gedanke, nicht von seiner nervigen Art beim Frühstück belästigt zu werden, zauberte ihr ein Lächeln ins Gesicht. Eigentlich hatte sie es doch gut, sie musste nichts machen, hatte alles, was sie wollte. Hatte sie das wirklich? Oder fehlte etwas? Ihre Gedanken wurden jäh vom Zimmermädchen unterbrochen, das ihr Mann angestellt hatte, nur um auf sie aufzupassen. Sie war doch schon 20 und konnte für sich selbst schauen, warum würde jemand ein Zimmermädchen für eine 20-Jährige einstellen, das dann auch noch die ganze Zeit an der Person kleben muss? Nun gut, ihr Mann war halt in einigen Punkten etwas speziell. Die Bedienung stellte das Tablett mit dem Frühstück neben ihr aufs Bett und verkündete: „Herr Mandl hat heute viele wichtige Besprechungen mit bedeutenden Partnern. Er wünscht, dass Sie beim Abendessen dabei sind. Sie müssen sich also pünktlich bereit machen. Ich werde Ihnen die Garderobe für heute Abend vorbereiten." Sie mochte diese Frau nicht. Sie war eine Angestellte und dennoch behandelte sie Hedy von oben herab. Sie wies sie mit einem Kopfnicken an, das Zimmer zu verlassen und sie in Ruhe essen zu lassen. Ihre gute Laune war damit schon wieder dahin. Diese Dinner waren das Schlimmste, was Hedy sich vorstellen konnte. Nationalsozialistische Grössen und ihr Mann, alle an einem Tisch versammelt, am Lachen

und am Trinken, und mittendrin sie, die das einfach so aushalten musste. Wie konnte ihr Mann das nur tun, mit dem Feind am Tisch sitzen, schliesslich war er doch auch jüdisch geboren so wie sie? Egal, zumindest war das Wetter gut, auch wenn sie wohl wieder würde betteln müssen, um bis zum See zu kommen. Das Anwesen war gross, der See sehr in der Nähe, aber wohl nicht nahe genug. Christoph will immer die Kontrolle haben, das ist aber nun mal schwer, wenn man gleichzeitig auch noch leben will. Die letzte Zeit war sehr langweilig, nachdem ihr das Schauspiel verboten und sie in diesen goldenen Käfig gesperrt wurde. Warum haben meine Eltern mich nur zu dieser Heirat überredet, dachte sie: Ach, diese dumme Szene, hätte ich sie doch nie gedreht. Wobei ihr die vielen Briefe der Verehrer doch gefielen. Das Schauspiel fehlte ihr, die Tage waren oft lang und mühsam langweilig, was sie noch länger machte. Warum nicht einfach weggehen? Die Idee gefiel ihr, schon nur der Gedanke an etwas Freiheit erweckte wieder ein wenig Energie in ihr. Noch im Bademantel klappte sie das Fenster um und kletterte dem Efeugewächs entlang hinunter auf den grossen Rasen. Die Räume befanden sich im Hochparterre, es war also nicht hoch. Zu springen traute sie sich aber auch nicht. Sie stolzierte mitten über den sonnenbeschienenen Hauptplatz und hoffte, dass sie in ihrer leichten Bekleidung jegliche Blicke der Geschäftspartner ihres Mannes, die sich gerade im Konferenzraum über irgendwelche Waffen unterhielten, auf sich ziehen konnte. Das würde ihn richtig auf die Palme bringen. Doch sie hörte hinter sich kein Fenster aufgehen, niemand hatte sie beachtet. Unbeirrt ging sie weiter, links am kleinen Wäldchen vorbei und den Kastanien entlang runter zum See. Sie begegnete keiner Menschenseele. Der See sah wunderbar aus, der Schwall kalter Luft, der ihr entgegenkam, hielt sie jedoch von einem Sprung ins kühle Nass ab. Sie setzte sich auf den Pier, an dessen Ende ein einsames Bötchen lag. Da hat man schon so viel Geld und kauft sich nicht mal ein anständiges Boot. Ihr Mann verwunderte sie immer wieder. Auch wie man in einer so schönen Umgebung wohnen und so wenig Interesse an eben dieser zeigen konnte, war für sie unverständlich. Sie genoss jeden Augenblick, da, in der Morgensonne, einsam auf dem Steg. Hedy hatte nicht viele solche Momente, allein draussen, fast schon in Freiheit. Heerscharen von Bediensteten schwirrten die ganze Zeit um sie, auch der Sonne sollte sie nicht zu sehr ausgesetzt werden, da es ihrem Mann wohl nicht gefiel, wenn sie zu braun wurde. Es war der erste Moment seit langem, in dem sie sich frei fühlte. Ihr gefiel der Gedanke, dass sie nun einfach losziehen konnte und überall hin. Wobei weit würde sie wohl nicht kommen, Autostoppen würde sie auf direktem Weg wieder zurück zu ihrem Mann bringen. Sie drehte sich um und sah gerade, wie zwei Kellner am Anfang des Stegs ankamen. Sie

hatten rote Köpfe und sahen erschöpft aus. Man hatte ihr Verschwinden also doch noch bemerkt. Sie wehrte sich gar nicht erst, als die beiden sie langsam in Richtung des Hauses zurückführten. Sie sprach kein Wort, es hätte ja sowieso nichts genützt. Die Armen hatten ihre Anweisungen und waren wahrscheinlich noch gefangener in ihrer Position als sie selbst. Mit etwas Verspätung ass sie ihr Frühstück nun also doch noch. Dabei blätterte sie in einigen Magazinen herum. „Hrmpf, wieder nur so ein Mist", ihr Mann liess ihr immer diese langweiligen Kataloge mit Kleidern bringen, dabei würde sie viel lieber mal etwas lernen. Sie nahm den Wecker von ihrem Nachttisch, sie wusste selbst nicht, warum der dastand, niemand wusste es. Sie hatte ihn noch nie benötigt. Aber wie schon viele seiner Vorgänger musste er jetzt dran glauben. Das kleine Schweizertaschenmesser, welches sie mal von ihrem Vater bekommen hatte, diente ihr wie immer als Allwegwerkzeug. Sie hatte schon so oft versucht das Uhrwerk im Wecker auseinander- und wieder zusammenzubauen, gelungen war ihr das noch nie. Der Arzt hatte ihr sogar schon Pillen gegen Aggression verschrieben. Denn um ihre kleine Leidenschaft zu verbergen, warf sie die Einzelteile nach ihrem Scheitern mit ganzer Wucht gegen die Wand. Man hätte sie nur ausgelacht, hätte sie es jemandem gesagt. Dieses Modell kannte sie schon, die Teile waren eher gross und der gesamte Aufbau nicht so kompliziert. Sie hatte nur ein paar Minuten, bis alle Teile schön geordnet vor ihr auf dem Bettvorleger lagen. Aber auch dieses Mal lag da nach dem Wiederaufbau immer noch ein kleines Teil. Sie hatte keine Lust, noch einmal von vorne zu beginnen, aber der Wecker sah noch intakt aus. Hedy stellte ihn zurück auf den Nachttisch, das übrig gebliebene Zahnrad drückte sie fest zwischen zwei der Magazine, vielleicht hätte sie ja später nochmal Lust. Sie versank wieder in ihren Gedanken. Wie gerne würde sie noch mehr von der Welt sehen, vor allem Amerika. Man hörte immer so viel von Amerika. Aber Fritz hatte kein Interesse, er hatte allgemein nur an wenig Interesse, nicht mal an ihr. Sie war kein Mensch für ein langweiliges Leben. Es fehlte ihr an Drama und Gesprächspartner. Dies sollte sie später noch zur Genüge bekommen. So wie an diesem Tag lag sie oft stundenlang da, da, in ihrem grossen Zimmer. Manchmal war es ihr fast unheimlich, es war nicht für eine Person konzipiert, Hedy fühlte sich dadurch nur noch einsamer. Als sie das nächste Mal aus den Gedanken gerissen wurde, war schon später Nachmittag. Der Himmel war fein rot und der Rasen vor ihrem Fenster schimmerte fast schon golden. Das Zimmermädchen brachte ihr Kleid für den Abend. Hedy liess sich viel Zeit bei Frischmachen, sie hatte es keineswegs eilig, zum Essen zu kommen. Konnte sie sich doch wieder nur einen Abend Komplimente über ihr Aussehen anhören und nett zurücklächeln. Sie fühlte sich fast wie ein

Tier im Zoo, sie war so etwas wie ein lebendiges Statussymbol, wie eine laufende Uhr oder ein gezähmter Tiger. Die Vorstellung des Tigers gefiel ihr besser. Das Zimmermädchen klopfte erneut, Hedy wusste nicht genau zum wievielten Mal, sie hatte gar nicht richtig hingehört. Sie wusste aber, dass sie nun genug Zeit vertrödelt hatte. Zum ersten Mal an diesem Tag verliess sie also ihr Zimmer durch die Tür und schritt gemächlich die hölzernen Treppenstufen hinunter. Sie und auch niemand anders ahnte, dass die Worte, die sie an diesem und an den anderen Abenden aufgeschnappte, zur Grundidee von Bluetooth und W-Lan führen würden.

Es ist vorbei, ich muss hier weg, ich halte es nicht länger aus. Dieser Abend war mal wieder die Höhe, dachte Hedy. Der Abend hatte ganz gut begonnen. Das Gespräch drehte sich um ein Problem mit Lenkraketen, etwas mit der Datenübermittlung. Sie hätte gerne mitgesprochen, wusste aber, dass ihr Mann dies nicht gebilligt hätte. War sie doch mit ihrer Aufgabe, schön auszusehen und zu lächeln, schon maximal ausgelastet, zumindest seiner Meinung nach. Mit jedem Glas Wein, das die Herren tranken, wurde die Stimmung lockerer. Das führte dazu, dass sich einer doch tatsächlich traute, mit ihr zu sprechen, ein netter Herr, den Umständen entsprechend. Was für eine willkommene Überraschung, er sprach mit ihr wie mit einem Menschen. Bevor sie Zeit hatte, ihre anfängliche Überraschung abzulegen, stand plötzlich wieder Fritz neben ihr. Sie hatte ihn den ganzen Abend über nicht gesehen, nicht mal begrüsst hatte er sie. Wie konnte es ihm so wichtig sein, dass niemand mit ihr sprach, wenn er es doch auch nicht tun wollte? Natürlich verschwand der nette Herr so schnell wieder, wie er gekommen war. Sie fühlte sich einsamer denn je. Es wurde ihr klar, dass sie wegmusste, einfach irgendwohin. Langweiliger und einsamer konnte es ja kaum sein, aber wie und wann? Sie war hier auf dem Land, jeder wusste, wer sie war, jeder kannte ihren Mann, jeder wusste, wo sie hingehörte, oder – meinte es zumindest. Mit dem Zimmermädchen würde sie schon fertig werden, darin sah sie kein grosses Problem. Aber an ihrem Aussehen musste sie einiges ändern. Das erste Mal seit ihrem Einzug in dieses Haus öffnete sie also ihren Kleiderschrank oder, besser gesagt, ihr Ankleidezimmer. Ein riesiger Spiegel, vielleicht der Einzige, der ihre Einsamkeit teilte, schmückte den grössten Teil der Wand. Konnte ja sein, dass man während des Anziehens auch noch seinem Adler bei den Flugübungen in den hohen Lüften des Zimmers zuschauen wollte, da benötigte man schon einen meterhohen Spiegel. Geschmacklos, mehr fiel ihr beim blumengeschmückten Goldrand nicht ein. Sie nahm das Normalste aus dem Regal, was sie finden konnte. Legte es aber schnell wieder zurück, als sie es sich ansah. Mit solchen Kleidern konnte sie sich auch gleich eine Warnweste mit Aufschrift: „Bitte zurück nach Hause!“, anzie-

hen. Bei ihren Kleidern würde sie nicht fündig werden. Sie schlich also aus dem Zimmer, begann dann aber wieder normal zu laufen, die Festlichkeiten im Aufenthaltsraum übertönten sowieso alles. Zum ersten Mal freute sie sich über die übertriebene Vorsicht ihres Mannes, so hatte ihr Zimmermädchen ihr Zimmer gleich neben ihrem. Es war das Einfachste der Welt, ein einfaches Leibchen und eine Hose so wie ein Jäckchen aus ihrem Schrank zu nehmen. Sie sah sich um, das Zimmer war sehr einfach aufgebaut. Ein schlichtes Bett, ein kleines Lavabo mit Spiegel und eben der Schrank. Nicht so prunkvoll wie ihres, aber auf den Spiegel ohne Goldrand war sie fast ein wenig eifersüchtig. Ein Glas mit Wasser sprang ihr plötzlich ins Auge und ihr fielen die Schlaftabletten ein, welche bei ihr im Nachttisch lagen. Für den Fall, dass sie mal ganz verzweifelt wäre, hatte sie sie aufgehoben. Zurück in ihrem Zimmer entschied sie sich doch dagegen, eine zu nehmen und ihrer Zwangsnachbarin ins Glas zu werfen. Es war ihr das Risiko nicht wert, hatte doch alles bis jetzt so gut funktioniert. Sie war mit grosser Wahrscheinlichkeit auch schon etwas angetrunken. Bei grossen Essenseinladungen wurde sie immer auch als Bedienung eingesetzt und dem Wein konnte sie noch nie widerstehen. Neu bekleidet versuchte sie das Fenster zu öffnen, zu ihrer Verwunderung ging es auf. Es hatte wohl noch niemand Zeit gefunden, es nach ihrem Ausflug heute Morgen für immer zu verschliessen. Diesmal traute sie sich, den kleinen Sprung am Ende der Ranke zu und war so viel schneller am Boden angekommen. Die grossen Fenster des Hauses warfen viel Licht auf den Rasen, sie hielt sich sehr am Rand, die fast mondlose Nacht tarnte sie zusätzlich. Schnell war sie am Anfang des Wäldchens angekommen, fast verdutzt blieb sie einen Moment stehen. Sie konnte nicht fassen, wie einfach es war, sich hinauszuschleichen. Sie warf einen letzten Blick auf das Haus vor ihr und flüsterte leise: „Warum nicht früher?“. Ohne sich ein weiteres Mal umzudrehen, lief sie weiter in die Dunkelheit hinein, hinein in ein Leben voller Genialität, Drama und Erfolg.

Elisabeth I. (eine Armada von Gedanken)

Miranda Spahn

Elisabeth Tudor (1533-1603) ist die Tochter von König Heinrich VIII. Als Reformierte steht sie während ihrer Herrschaftszeit immer wieder religiösen Schwierigkeiten gegenüber. Während ihrer Zeit im Tower erwartet sie jeden Tag ihr Todesurteil und als sie selbst zur Königin Englands wird, werden wiederholt religiös motivierte Verschwörungen gegen sie aufgedeckt. In ihrem Leben heiratet sie nicht und bringt auch keinen Thronfolger zur Welt, dies macht es ihr nicht einfacher, in dem von Männern dominierten Herrschaftssystem akzeptiert zu werden. Wiederholte Male kommt sie in Konflikt mit Maria Stuart, der Königin von Schottland. Sie ist nach Ansichten der katholischen Kirche die rechtmässige Königin Englands, dieser Konflikt zieht sich hin bis zur Enthauptung Maria Stuarts und dem anschliessenden Krieg gegen die spanische Armada. Der katholische König Phillip von Spanien kann mit der Begründung der Enthauptung Marias einen Krieg mit England beginnen.

Es erdrückt mich… das Brüllen der Stille. Das Tosen der Wellen, wenn sie gegen die steilen Klippen brechen. Die Gischt direkt auf meinem Gesicht, aber dennoch, als wäre sie nicht da… und gleichzeitig… diese scheinbare Ruhe der unendlichen Gewässer. Im Rhythmus meines Herzschlags, Trommelwirbel… Kanonen, wie kann es sein, dass ich sie vernehme und gleichzeitig doch nicht hören kann. Was wird es wohl sein? Das Jubeln, ein weiteres Mal? Ich werde für mein Volk sterben, so wie ich es versprochen habe… Die tot wirkende Stille, ein solcher Kontrast zum vor Leben strotzenden Jubel meiner Krieger, meiner Söhne, meiner Krieger. Ich bin die Mutter von so vielen, doch dennoch: ein Thronfolger. Hätte sie meinem Land mehr geben können, als ich es kann? Nein, ich gebe ihm mein Leben und mein Herz… Ich will selbst zu den Waffen greifen! Ich will selbst euch führen, wie ich es schon immer getan habe. Auch wenn gleich nicht immer so hingebungsvoll und offensichtlich, wie es mir heute möglich ist…

Sind das Schritte? Diese Ungewissheit ist schrecklich. Es ist mitten in der Nacht, nicht? „Hallo?“, mein Herz, es rast, sonst nichts, die Dunkelheit wird verzerrt von der Stille. Die Vorhänge geschlossen, wo sind bloss meine Pantoffeln? Ach hier, autsch, dämlicher Tisch, es ist

schon hell? Der Park sieht wunderschön aus im ruhigen Morgenlicht. Schritte? Ach, Mary, ich versteh es einfach nicht, wie können wir nur verwandt und doch so verschieden sein. Ich wünschte, unser Volk hätte mehr National- und Einheitsgefühl… dank dir, auch wenn, manchmal eher trotz dir. Es braucht eine starke Führung, jemanden, der es eint. Wenn sie auch von Mister Robert Ascham… ach, Ascham, seine Gesellschaft täte mir gut, er könnte mich auf dem Boden halten, so dass ich nicht dem Wahn verfalle, mich Vokabeln lernen lassen. Gute Rhetoriker gibt es ja schon viele, aber was er mir alles… ich verdanke ihm so viel. Ich wünschte, ich hätte noch mehr Zeit mit ihm verbringen können. Mit so vielen Menschen wollt ich mehr tun, doch jetzt, wer weiss. Sie nagt an mir… die Ungewissheit und dennoch, ich vergebe, ich… Hätte ich mich ihr nicht entgegensetzen sollen? Schliesslich ist sie die Königin, nein, ich werde mir selbst nicht untreu, nie werde ich mich mit meinem Herzen zu ihrem Glauben bekehren. Doch würde sie mich hier nur herauslassen, ich würde mich wenigstens so zeigen, als würde ich den ihrigen übernehmen. Sie kann nicht in mein Herz blicken, genauso wenig wie ich in die Herzen meiner Männer und Frauen sehen möchte. Oh, ein Fuchs, zu dieser Stunde noch? Ob sein Bau wohl im Park zu finden ist? Ich möchte sowieso noch raus… werde ich Lord Robert Dudley wohl noch einmal sehen? Den Wind in meinen Haaren fühlen, an meinem Hals. Ich weiss ja nicht, wie lange mein Kopf noch auf meinen Schultern ruhen wird. Was geht da draussen nur vor sich und wie geht es unserem Land? Eine Verschwörung, meine eigene Schwester zu ermorden, ich könnt es nicht, doch wer hat mich mit hineingerissen? Tricksen die Berater meiner Schwester, planen sie ein falsches Spiel mit den Protestanten? Oder haben sie gar bemerkt… nein, so gewitzt sind sie nicht, nicht? Manchmal war es wohl schon offensichtlich, dass ich mich nicht wirklich bekehrt habe. Ach, Mister Ascham hat mich doch so oft gewarnt, vor dem Lügen und den Betrügereien unserer Zeit. Η πίστη των Ελλήνων έχει τα πλεονεκτήματά της. Auch ihre Kultur war so unfassbar faszinierend. Sowieso war es das Studium der alten Zeiten… Ein Rechtsystem, das mich den Kopf kosten kann…

Schritte, einer meiner Berater: „Eure Majestät…“, „Sprecht!“ „Wir wollen erneut unser Anliegen vortragen, euch in Sicherheit zu bringen. Wir sind noch immer nicht in der Lage auszumachen, wie es auf der See aussieht, doch wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.“ Als ob mir das nicht bewusst wäre, ein Teil von mir sehnt sich nach Sicherheit, doch der Teil ist beinahe nicht zu hören. Der Rest schreit danach, für mein Volk zu kämpfen und zu sterben, wenn es sein muss. Wieso sieht er mich

so… ach so: „Ihr kennt meine Entscheidung, ich habe sie mehr als einmal kundgetan und werde mich nicht mehr wiederholen. Nun geht und kommt erst wieder, wenn es Neuigkeiten gibt." Hoffentlich kommt er bald wieder, diese Unsicherheit… Allein ist es einfach, mit ihnen fertig zu werden, sie fürchten und bewundern mich. Doch ständig dieses Beweisen, nach 30 Jahren noch immer. Die Stille, als ich das erste Mal widersprach, dabei habe ich wohl eine der bestmöglichen Ausbildungen erhalten. Incluso después de todos estos años, la mayoría de mis conocimientos no han sufrido. Ja, er wäre stolz auf mich, so wie er es immer gesagt hat. Auch meine Ansprache hätte ihm wohl gefallen. Gänsehaut… der Jubel der Krieger… ohrenbetäubend, die Kraft floss in ihren Körper, die Haltungen strafften sich… Gänsehaut.

Gänsehaut… eine erneute Verschwörung? Zeige keine Erschütterung, du bist ihre Königin. Sei stark… Die blutigen Enden alter Könige oder ganzer Herrschaftssysteme… Der Tod durch das Beil oder durch ein Messer in den Rücken… in die Zukunft sehen kann niemand. Mein Ring, ach Mutter, auch du… schlussendlich wird jeder einmal gehen… Das Pergament, unterschrieben von Walsingham, ehrlicher Weise will ich nicht wissen, woher er immer seine Informationen hat und was er tut, wenn er sie nicht direkt bekommt. Ich schätze seine Dienste, und dennoch… ich kenne seinen Ruf, ich weiss, wie oft er mich schon vor Leid oder gar dem Tode bewahrt hatte. Doch kann ich die Gegenwart eines Menschen, der solche Dinge tun kann, überhaupt in Anspruch nehmen wollen… dabei bin ich diejenige die dem ein Ende setzen könnte und dennoch tue ich es nicht, mein eigenes Leben ist mir zu wichtig… Ich weiss nicht, wie viele der Verschwörungen wirklich solche waren. Weshalb bloss will mich mein eigenes Volk… Was wäre, wenn jemand anderes an meiner statt wäre? Ein Mann oder – Maria Stuart? Würden dann andere versuchen, sie zu eliminieren, oder bin ich das Problem? Nein, ich gebe so viel für mein Volk, sehe ihnen nicht in ihre Herzen, wie es meine Schwester versuchte, ich versuche, Kompromisse zu schliessen, versuchte, den Krieg zu vermeiden… Das Land hat begonnen zu erblühen, die öffentlichen Theater bereiten den Menschen Freude, und der Wohlstand der Gesamtbevölkerung beginnt sich zu erholen. Was also könnte Maria besser machen als ich? Sie schafft es ja nicht einmal Königin, ihres eigenen Landes zu bleiben… Wie kann es denn sein, dass sie immer wieder an einer Verschwörung beteiligt gewesen sein soll? Bei Gott, lernt sie nichts… Ich kann nicht… zuerst exkommuniziert… nun eine Verschwörung, ach, Walsingham. Nicht, dass das nicht zu erwarten war, aber… ein Todesurteil für Norfolk… Tod.

Noch immer steht die Königin aufrecht auf den Klippen, es scheint, sie ist in tiefe Gedanken versunken. Von Gedanken an die Vergangenheit, die nun schon 15 Jahre zurückliegt, geplagt, sieht sie ein wenig müde aus. Alle Soldaten, die Generäle und die Königin erwarten stündlich die Ankunft der Truppen von Spanien. Obgleich dies der Fall ist, kann Elisabeth noch immer nicht überredet werden, ihre Truppen alleine zu lassen und sich in Sicherheit zu bringen. Diese Solidarität und Standhaftigkeit geben auch den Männern Mut. Die ohnehin schon überwältigende Rede der Königin wird dadurch, dass sie ihnen wirklich zu Seite steht, noch viel wichtiger. In ihren Köpfen geistern noch immer ihre Worte umher, spenden ihnen Kraft, Hoffnung, Mut und Trost. Obwohl die wenigsten von ihnen gute Rhetorik zu schätzen wissen, sind sie alle in ohrenbetäubenden Jubel ausgebrochen, als die Maiden-Königin ihre Rede geschlossen hat. Vielleicht bleibt Elisabeth auch am Schauplatz des Gefechts, weil sie ihre langen Freunde – und Gerüchten zufolge Affären –, Sir Francis Drake, der mit ihrer Flotte auf der See für die Königin und ihr Land am Kämpfen ist, und Lord Robert Dudley, der sie überhaupt erst gebeten hat, hier zur Themsemündung zu kommen, einfach nicht alleine lassen wollte. Doch so, wie sie jetzt an den Klippen steht, scheint es zwar so, als würde sie alle anderen nicht alleine lassen, doch sie ist dabei selbst absolut allein und auf sich selbst gestellt.

Hingerichtet… tot… getötet, auf meinen Befehl hin… eine von Gott gewollte Königin. Wie kann es sein, wie konnte ich, bin ich nicht gleich? Eine Königin, unantastbar, nun kopflos, was bedeutet das für mich? Verstehen sie nicht, was es für mich bedeutet? Nicht unverwundbar, nicht unantastbar, aber menschlich, sterblich… Kann ich auch, was zeigt das denn nun meinem Volk? Was ist mit Marias Sohn, seine Mutter getötet, dabei weiss ich am allerbesten, wie es ist, ohne Mutter zu sein. Eine Königin, Mutter, meine Verwandte. Doch hat sie es nicht verdient? All das Leid, alle die Verschwörungen, ihr erster Ehemann… Doch ganz gleich, sie bleibt eine wahre, rechtmässig von Gott gewollte Königin. Ausgeschlossen, hätte ich sie nicht doch früher besuchen sollen? Bin ich mitverantwortlich für den Hass, den sie scheinbar gegen mich hegte? Oder hatte sie nicht etwas gegen mich als Person, als Verwandte, aber gegen mich als Königin? Der Glaube… Gott, er unterscheidet uns und macht uns trotzdem gleich. Mein Urteil… Was wird das nun für Konsequenzen nach sich ziehen? Verschwörungen, um sie zu rächen, Krieg mit den katholischen Ländern, besonders Spanien? Es wurde verlangt, das Urteil, es wurde verlangt, mein Volk schrie nach dem Urteil, meine Berater ebenso und doch… sind wir uns im Klaren darüber, was ihr Tod bedeutet?

Nein, wir waren uns nicht im Klaren, was ihr Tod bedeutet, nämlich den möglichen Tod, von denjenigen, die ihren Tod verlangten. Vom Volk Englands. Eine Armada, ausgebildete Krieger, die uns zerstören wollen. Angetrieben durch die von mir begünstigte Freibeuterei Drakes. Ein Krieg mit Phillip und Spanien stand ja schon lange im Raum… Und das trotz ursprünglichem Heiratsantrag. Ironie des Schicksals? Die Flotte ist enorm gross und mächtig, wie sollen unsere wenigen Boote da auch nur die Chance haben, dagegen anzukommen? Doch auf der anderen Seite, sie haben bis jetzt, wie es scheint, durchgehalten. Gibt es Hoffnung? Gibt es Hoffnung, dass mein Land und ich an seiner Seite ein Morgen erblicken, über das wir uns erfreuen können? The Maiden-Queen, so nennt man mich… Hätte ich mehr Zeit meines Lebens mit anderen Menschen verbringen sollen? So viel meines Lebens war und ist Politik. Bei Freunden kann ich nie sicher sein, ob sie mich mögen oder einfach nur in der Nähe der Königin sein wollen. Bei den allermeisten Menschen kann ich mir nicht sicher sein, ob sie nur so tun, als ob sie mich mögen. Doch Drake, seine Jacke war es, die er bei unserer ersten Bekanntschaft über die Pfütze gelegt hatte, so dass ich nicht hineintreten musste. Meine Leibwache… alle hatten sie ihn beinahe getötet, weil sie dachten, er sei ein Attentäter und nun ist er mir schon so lange treu. Auch Dudley, seit meiner Zeit im Tower gehört er zu den Menschen, denen ich am meisten vertraue. Trotz unserer Uneinigkeiten, wir haben immer wieder zueinander gefunden. Was ist denn nun ihr Lohn dafür? Dass sie an demselben Tag wie ich sterben? Wäre er wohl stolz auf mich? Habe ich in den letzten Jahren die Entscheidungen getroffen, die er gut gefunden hätte? Ich weiss es nicht… ich weiss nicht einmal selbst, ob ich meine eigenen Entscheidungen immer für gut befinde. Doch was ich weiss? Meine Rede, die ich für meine Männer in Tilbury gehalten habe, die hätte ihm sehr gefallen:
„Mein geliebtes Volk,

Manch einer, dem unsere Sicherheit am Herzen liegt, versucht uns einzureden, wir sollen Vorsicht walten lassen, wenn wir uns bewaffneten Massen gegenüberstehen, aus Angst vor Verrat. Ich versichere euch aber, dass ich mein Leben nicht in Misstrauen gegen mein treu ergebenes Volk hinbringen will. Mögen Tyrannen sich fürchten. Ich habe mich immer so verhalten, dass ich nach Gott meine Hauptkräfte und meinen Schutz in die treuen Herzen und den guten Willen meiner Untertanen gelegt habe. Daher bin ich jetzt, wie ihr seht, nicht zu meinem Vergnügen, zu meiner Zerstreuung zu euch gekommen, sondern mit dem Entschluss, inmitten des Schlachtgetümmels unter euch zu leben oder zu sterben. Meine Ehre

und mein Blut für meinen Gott, mein Königreich und mein Volk zu geben, und sei es im Staub.

Ich weiß, dass ich zwar den Leib eines schwachen, kraftlosen Weibes, dafür aber Herz und Mark eines Königs, noch dazu eines Königs von England habe, und ich kann nur darüber lachen, dass Parma oder Spanien oder irgendein Herrscher Europas es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches zu überschreiten. Eher dass durch mich Unehre über mein Land komme, will ich deshalb selbst zu den Waffen greifen, will selbst euer General, Richter und Belohner jeder einzelner eurer tapferen Handlungen auf dem Schlachtfeld sein.

Ich weiß, dass allein eure Kühnheit schon Ruhm und Ehre verdient, und wir versichern euch mit herrscherlichem Wort, dass diese euch zuteilwerden sollen. Inzwischen wird mein Generalleutnant meine Stelle einnehmen. Einen edleren und würdigeren Untertanen hat nie ein Fürst vor mir befehligt. Ich zweifle nicht, dass wir dank eures Gehorsams meinem General gegenüber, euerer Eintracht im Lager und eurer Tapferkeit im Feld schon bald einen ruhmreichen Sieg über die Feinde meines Gottes, meines Königreiches und meines Volkes erringen werden."

Gänsehaut… auch ich bin ein wenig überwältigt von meiner eigenen Ansprache. Die betäubend laute Stille, nachdem meine letzten Worte verhallten, war um ein Vielfaches leiser, als der darauf ausbrechende Jubel der Männer laut war. Jetzt wieder Stille, doch diesmal erdrückend und angespannt. Alle sehen wir auf die See hinaus, in Erwartung, die spanische Flotte zu erblicken. „Da! Schiffe in Sicht!", der Schrei eines Spähers. Plötzlich beginnt sich Unruhe unter den Männern auszubreiten. Wo denn, ich sehe nichts. Was hat er wohl für ein Schiff gesehen, eines mit unserer Flagge? Wieso kommt denn niemand, um mir zu berichten, was gesichtet wurde? Oder nein, nicht nötig, ich sehe es selbst… Umrisse von Schiffen, langsam segeln sie näher, noch sehr weit weg und doch schon unangenehm nah. Doch… sind es unsere, oder sind es die der Spanier?

Manchmal wird man den Wert von etwas erst erkennen, wenn es zu einer Erinnerung wird

Enea Steinbrecher

Eva Peron (1919-1952) stammt aus der ärmsten Gegend in Argentinien und wuchs nur mit ihrer Mutter auf, da ihr Vater eine andere Familie und Frau hatte. Trotzdem schafft sie den Aufstieg zur wohlhabenden und einflussreichen First Lady von Argentinien. Mit 15 Jahren zieht sie nach Buenos Aires, wo sie zunächst als Model und später als Schauspielerin arbeitet. Durch ihre kraftvollen Reden und ihre guten Beziehung zu den armen Gesellschaftsschichten ist sie für ihren Ehemann, Juan Peron, den sie im Jahr 1945 geheiratet hat, von grosser Bedeutung. Nur durch sie kann er sowohl den Wahlkampf als auch das Vertrauen der Gesellschaft gewinnen. Sie wird die Heldin der Arbeiterklasse, den sogenannten „Los Descamisados", und legt auch einen Grundstein für den Feminismus. Bis heute besichtigen Argentinier und Argentinierinnen das Grab ihrer Heldin, um neue Hoffnung zu gewinnen.

„Guten Morgen, sehr geehrte Frau Peron. Dr. Hans Hinselmann kommt Sie gleich empfangen, bis dann können Sie gerne im Wartezimmer verweilen." Als Eva die leichte Glastür zu sich zog und öffnete, nachdem sie sie vergeblich gestossen hatte, trat sie ins Wartezimmer. Besorgte Blicke waren auf sie gerichtet. Wie viele von diesen Menschen bekommen heute noch schlechte Nachrichten, dachte sie. Sie setzte sich hin und das dumpfe Geräusch, das der Stuhl von sich gab, als die Luft aus dem Kissen gedrückt wurde, war das Einzige, was man im Zimmer hörte. Es herrschte eine angespannte Ruhe. Die Köpfe waren gesenkt, alle Blicke waren auf eine zufällig ausgewählte Zeitung fixiert und obwohl niemand wirklich die Zeitung las, getraute sich keiner, wirklich den Kopf zu heben. Ständig trat die Assistentin des Arztes herein, las einen Namen von ihrem Notizblatt und führte den Patienten lautlos aus dem Wartezimmer. Als sie eine gefühlte halbe Ewigkeit auf dem ungemütlichen Lederstuhl gesessen hatte und sich ihre Blicke immer wieder mit denen der Sitznachbarin vis-à-vis kreuzten, kam endlich der Doktor und führte Eva in ein Besprechungszimmer. Sie versuchte anhand seines Gesichtsausdruckes erkennen zu können, wie ihre Testresultate ausgefallen waren. Dr. Hinselmann jedoch war ein erfahrener Arzt, und seine Mimik gab nichts preis. Er war ausschliesslich für ihr Wohl von Deutschland nach Argentinien angereist.

Man munkelte, er sei der beste Arzt. Als sie mit zitternden Händen ihre Brille aufsetzte, dachte sie sich: „Habe ich es schon geschafft, so einflussreich zu werden, dass der teuerste und beste Arzt um die halbe Welt reist wegen meinen kläglichen Beschwerden?“ Eva Peron war dafür bekannt, gegen Widerstände mit all ihren Kräften zu kämpfen und nie eine Schwäche zu zeigen. Trotzdem war sie in dieser Situation äusserst nervös und kam sich machtlos vor. Ihre Grossmutter pflegte zu sagen, so leicht wie man das Leben bekommt, so leicht kann es einem auch weggenommen werden. Dr. Hinselmann spürte ihre Unruhe und versuchte die Stimmung zu lockern: „Was findet ihr Ehemann, der Präsident, dazu, dass Sie ihm seine ganze Arbeit abnehmen?“ Eva lächelt amüsiert und entspannt sich etwas. „Aber was versteht ein deutscher Arzt schon von Politik – sprechen wir über ihre Gesundheit.“, sagte er und ihre Haltung versteifte sich wieder. Sie nickte langsam und verunsichert. Viel lieber hätte sie den bedeutungslosen Smalltalk fortgeführt. Denn sobald der Arzt die Resultate freigab, würde ihr Alptraum eventuell zur Realität und von diesem Punkt würde es kein Zurück mehr geben. „Wie geht es Ihnen? Sie sehen müde aus“, sagte der hochangesehene Arzt. „Ich konnte die letzten Nächte kaum schlafen. Im Dunkeln liege ich wach und habe Angst, die mich fast erdrückt. Ja, ich habe mich gefühlt, als wäre ich bereits begraben.“ „Also das tönt schon recht dramatisch, Frau Peron, so schnell werden wir nicht aufgeben. Die Testresultate von letzter Woche sind diesen Morgen eingetroffen, und ich bedaure, Ihnen mitzuteilen, dass sie Gebärmutterhalskrebs haben.“ Plötzlich war alles stumm, man hätte hören können, wie eine Feder zu Boden fiel. In Evas Kopf brach eine Welt zusammen. Tränen schossen in die Augen und sie vergass alles um sich. Der Doktor sprach weiter, jedoch hörte sie nichts mehr. Sie sah, wie sich die Lippen des Doktors bewegten, doch sie hörte nur das Pochen ihres Herzens. In ihrem Kopf sah sie sich und ihren Mann in ein paar Jahren glücklich, wie sie sich in ein kleines Strandhäuschen zurückgezogen haben, nachdem sie Ruhe und Gerechtigkeit ins Land gebracht hatten. Dieser Traum schien nun wie ein Sandschloss durch ihre Finger zu rieseln. Ich bin noch so jung und will noch so viel von dieser Welt sehen. Ich habe mich mein ganzes Leben dafür eingesetzt, dass die Armen Rechte und etwas zu Essen auf dem Tisch haben und jetzt wird mir das Wertvollste genommen, nämlich Zeit meines Lebens, dachte sie sich. „Wahrscheinlich ist der ganze Stress mit Ihrem politischen Engagement der Auslöser. Ich würde Ihnen also raten, eine Pause einzulegen, mindestens, bis Sie wieder wohlauf sind. Ich habe meine deutschen Kollegen informiert, sie befinden sich schon auf dem Weg, und wir werden alles Mögliche tun, um Sie, sehr geehrte Frau Peron, wieder auf die Beine zu kriegen“, sagte er mit einem mitfühlenden

Blick. Immer noch sprachlos verabschiedete sie sich und schwankte langsam aus dem Zimmer.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel und sie zurück auf die Strassen von Buenos Aires trat, schien sich das Wetter an ihre Stimmung angepasst zu haben. Der Himmel war düster und zu einem dunklen Grauton geworden. Ausserdem regnete es in Kübeln und da auch noch ein starker Wind ging, peitschte der Regen ihr bösartig ins Gesicht. Obwohl sie erst vor kurzem ins Freie getreten war, waren ihre Haare schon durchnässt. Immer wieder wurde sie von Leuten angerempelt, die nach Hause eilten. Doch heute, schien sie das alles nicht zu interessieren. Sie zog ziellos durch die Gassen und wusste nicht richtig, wohin sie gehen sollte. Einmal kam sie an einem lokalen Markt vorbei. Fröhlich riefen die Verkäufer ihre Preise für ihr selbst produziertes Obst durcheinander, um Käufer anzulocken. Dass es stürmte, schien die Marktleute nicht zu stören, denn seit kurzem ging es ihnen viel besser. Dank den Errungenschaften von Eva waren die Bauern und die armen Schichten nun finanziell gesichert. Von den Adligen wurde dies allerdings nicht so willkommen geheissen. Eines ihrer vielen Ziele war also geschafft und sie könnte nicht glücklicher darüber sein. Nichtsdestotrotz war sie so tief in sich selbst versunken, dass sie das alles nicht mitbekam. Sie kam an eine Bushaltestelle und stieg in den erstbesten Bus ein. Während der ganzen Fahrt starrte sie aus dem Fenster und beobachtete, wie sich die Regentropfen langsam die Scheibe hinunter schlängeln. Den Kopf hatte sie an die Scheibe gehalten und durch ihren Atem beschlug sich das Glas. Instinktiv zeichnete sie ein lachendes Gesicht auf die Scheibe. Kurz lächelte Eva wieder. Doch diese Freude hielt nicht lange an, denn im rechten Auge des Smileys, bildete sich einen Wassertropfen der ständig wuchs, bis er hinunterkullerte. „Na toll, jetzt muss auch er weinen“, dachte sie. Alles schien hoffnungslos.

Beim Abendessen hatte sie sich wieder gefangen. Sie hat sich erinnert, wofür sie sich einsetzte und was ihr ursprüngliches Ziel gewesen war und Eva kam zum Schluss, dass sie ihre Stärke weiterhin zeigen wollte und kämpfen würde bis ans Ende ihrer Tage. Ausserdem war es auch sehr wichtig, dass sie Juan Peron unterstützen konnte, denn nur dank ihrer kraftvollen Reden hatte er so grosse Popularität gewinnen können. Sie erinnerte sich an ihre letzte Rede. Als sie die Bühne verliess, tobten die Menschen und riefen ihren Namen. Es war ein gutes Gefühl, gefeiert und gebraucht zu werden. Es war also entschieden: Sie würde für einen guten Zweck weiterleben. Schliesslich bin ich nicht so weit gekommen, um nur so weit zu kommen, dachte sie. Sie wollte sich weiter politisch einsetzen, mindestens so lange, bis Juan Peron die Wahlen wieder gewonnen haben

würde. Dann konnte sie mit gutem Gewissen ruhen, und wer weiss, dachte sie, vielleicht können die deutschen Ärzte mich retten.

Jedoch als Juan von ihren Vorhaben erfuhr, verstand er die Welt nicht mehr. Er wünschte sich nichts anderes als Gesundheit für seine Frau. Manche Sachen seien wichtiger als Erfolg, man muss seine Prioritäten richtig setzen, meinte er. „Auf keinen Fall lasse ich dich weiterarbeiten! Ich kann den Wahlkampf auch selbst bestreiten." Tränen strömten wieder ihren Wangen herunter. Sie wusste, dass er Recht hatte, aber sie hatte sich geschworen, dass sie sich in ihrem Leben für die Benachteiligten und Nicht-Gehörten in Argentinien einsetzen würde. Sie sagte: „Der Sinn des Lebens, ist ein Leben mit einem Sinn zu führen. Also sterbe ich lieber für einen guten Zweck, als ein wertloses Leben zu führen." Für einen Moment war es still und ihr Ehemann schaute sie stolz an. Nun war es endgültig beschlossen und sie kämpfte für die Gerechtigkeit, bis sie eines Tages erschöpft einschlief und nie wieder aufwachte. Als sie einschlief hatte sie ein Lächeln im Gesicht, denn sie wusste die Geschichte von Eva Peron wird noch Jahrhunderte lang erzählt werden und gewiss, bis heute gilt Eva Peron als Hoffnung für viele Argentinier und Argentinierinnen.

Bedauern und Schuld

Alexandre Tregan

Kleopatra (69 v. Chr. – 30 v. Chr.) ist die letzte Königin des ägyptischen Ptolemäer-Reiches und gilt als die bekannteste Frau der antiken Welt. Als sie 18 Jahre als war, starb ihr Vater und sie wurde zur Mitregentin des Reiches. Oft wird sie als simple Verführerin gesehen, doch sie war vielmehr eine erfahrene Diplomatin und mächtige Herrscherin. Ihr Selbstmord im Alter von 39 Jahren fasziniert bis heute die Menschheit sowie viele Schriftsteller und Künstler.

Der Tod hatte ihr bis dahin nicht viel bedeutet, doch in diesem Moment war es eine andere Geschichte, jetzt, wo er ihr so nahe schien. Sie hatte sich der Angst hingegeben und nahm den einzigen Ausweg, den sie sehen konnte: den Tod. Obwohl sie dachte, ihr Schicksal akzeptiert zu haben, wurde es ihr jetzt zum ersten Mal klar: Es gibt kein Zurück mehr. Die Angst, die sie gespürt hatte, war verblasst, jedoch durch ein Gefühl des Bedauerns und der Schuld ersetzt. „Ich bin zu nah an die Sonne geflogen, und jetzt werde ich bestraft", dachte sich Kleopatra. „Lass mich zurückgehen, ich werde anders handeln. Ich verdamme meine Rücksichtslosigkeit! Ich hätte mich nie auf diesen Mann einlassen sollen." Im gleichen Raum standen zwei ihrer Dienerinnen. Sie erschraken beim Anblick von Kleopatra, denn sie wussten genau, was geschehen war. Ein wenig Blut tropfte von ihrer Brust und an der Seite ihres Körpers herunter und befleckte den Teppich. Kleopatra konnte die Schreie nicht hören, sie sah nur die ängstlichen Gesichter der Frauen. Ihre Gesichter kannte sie, seit sie ein Kind war, doch sie hatte sich nie die Zeit genommen, die Namen zu lernen. „Wie kann es sein, dass diese Menschen, deren Namen ich nicht einmal kenne, beim Anblick meines Sterbens so verstört sind? Die einzigen Dinge, die mich interessierten, waren Macht und Geld, und das wird auch so sein bis zu meinem Tod. Damit wollte ich mal große Veränderungen vornehmen und die Stellung meines Volkes in dieser Welt verbessern. Ich habe vielleicht den Blick über den Tellerrand verloren. Die Dinge, die ich gemacht habe, waren vielleicht grausam, doch ich habe gemacht, was gemacht werden musste. Es war schlussendlich auch das, was notwendig war für das Überleben des Reichs. Die schwersten Entscheidungen for-

dern den stärksten Willen. Jetzt sehe ich's aber: Dies ist meine Bestrafung. Ist sie aber wirklich berechtigt?

Vor ein paar Minuten war Kleopatra angerannt gekommen und eingetreten, sie hatte nicht viel Zeit. Es war kein Zufall, dass sie sich für diesen Raum entschied. Dieser Salon war ihr Lieblingsort im ganzen Palast. Hier hatte sie am meisten Zeit mit ihren Kindern verbracht, sie selbst war hier auch aufgewachsen. Der Raum war gefüllt mit Malereien, auf jeder Wand, aber auch auf den vielen Säulen, welche die hohe Decke stützen. Im Raum gibt es viele Chaiselongues, wie die, auf welcher sie gerade liegt, und einen alten Teppich, auf dem jetzt ein Blutfleck zu sehen ist. Sie erinnert sich, wie sie als Kind hier mit ihren Brüdern gespielt hat. Das war schon so lange her, sie hat vergessen, wie es war, keine Sorgen und Verantwortungen mitzutragen. Sie vermisst diese Zeiten. Dieser Raum ist das Einzige, was gleichgeblieben ist und sie an diese schönen Zeiten erinnert. Alles hat sich verändert, seit sie im Alter von zwanzig Jahren von ihrer Heimat nach Syrien flüchten musste. Grund dafür war einer ihrer Brüder gewesen, mit dem sie die Macht teilte. Nie hätte sie gedacht, dass ihre Familie eines Tages so auseinanderfallen würde. „Gier und Macht verändern Menschen", dachte sie sich. Auch sie hatte sich verändert, denn sie hat alles gemacht, um die Macht zurückzugreifen und ihre beiden Brüder starben dadurch. „Haben sie sich auch so gefühlt, wie ich mich fühle? Nein, sie hatten nicht das Glück auf ihre Weise zu sterben, sie durften sich nicht einmal dafür entscheiden. Das Schicksal hat für sie alles bestimmt. Wie kann es sein, dass ich mir selbst leidtue, obwohl ich mehr habe als sie?" Wenn sie jetzt zurückschaut, hätte sie natürlich anders gehandelt. Doch die Vergangenheit bleibt vergangen.

Die Viper hatte sich in die Ecke geschlängelt und hatte die sich noch kaum bewegende Kleopatra angezischt. So hatte sich Kleopatra entschieden ihr Leben zu beenden. Ein Biss wäre genug, der Tod würde schmerzlos und ehrenvoll sein. So hatte sie sich entschieden, sich der Angst hinzugeben, die Schlange an ihre Brust zu halten und sich mit dem Gift zu versetzen. Bereut sie jetzt, was sie gemacht hat? Vielleicht. Es war für sie nicht von Bedeutung, denn sie sah sowieso keinen anderen Ausweg. Sie waren schon nah an ihr dran und gefangen zu werden war keine Option. Auch wenn sie jetzt gefunden würde, würde es schon zu spät sein. Sie spürt langsam, wie sie ihren Körper verlässt. Ruckartig bringt sie die Hände vor ihre Augen, sie erkennt sie nicht mehr, als wären sie unecht geworden oder als wären sie noch nie ihre Hände gewesen. Bei diesem Gedanken überkommt sie eine kalte Welle von Angst.

„Wie gern hätte ich den Sternenhimmel ein letztes Mal gesehen, die schönen Götter ein letztes Mal im Himmel gesehen, bevor sie über

mich urteilen. Ach, heiliger Osiris, lass mich in den Himmel steigen und lass mich ewig im Jenseits sein!“ Sie spürt einen immer grösser werdenden Druck in der Brust sowie einen stechenden Schmerz im Herzen. Es kommt langsam zum Ende. Und während sie still daliegt und ihre zwei Dienerinnen probieren, sie zu retten, hört sie auf zu atmen, ihre Arme fallen auf die Seiten und sie schliesst langsam die Augen. Das war das Ende Kleopatras.

Tramfahrt durch Warschau und Berlin

Pablo Wenzel

Rosa Luxemburg war überzeugte Marxistin, langjährige Politikerin und die einflussreichste Frauenfigur im Marxismus. Sie wurde 1871 in eine Familie von polnischen Juden geboren, die es ihr ermöglichte, eine hohe Bildung zu geniessen. Nach dem Studium in Zürich engagierte sie sich ihr Leben lang in Polen und Deutschland für den Sozialismus. Als Mitbegründerin der der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) wurde sie 1919 nach einem missglückten Aufstand in Berlin von einem Freikorps erschossen.

Die Trambahn pflügte sich langsam durch das Schneegestöber. Ungeduldig wartete Rosa an diesem kalten Berliner Wintertag auf ihre Ankunft, sie war in Kürze mit Karl Liebknecht verabredet. Zusammen würden sie die morgige Ausgabe der Roten Fahne besprechen. Als die Bahn vor ihr hielt, stieg sie schnell ein, um der Kälte zu entkommen. Die Tram fuhr mit einem metallischen Knirschen an und nahm langsam an Fahrt auf. Aus dem Fenster konnte Rosa die grauen Menschenmassen beobachten, die sich über den Bürgersteig schlängelten. Die Bahn bog jetzt in eine Kurve ein und es ergab sich ein Blick auf einen weitläufigen Platz, auf dem sich eine Menschenmenge versammelt hatte, die laut Parolen von sich gab. Vereinzelt entdeckte Rosa nun rote Fahnen, die von einigen Mutigen geschwenkt wurden. Die Polizei war dabei, mit gezogenen Knüppeln die Ansammlung aufzulösen, wogegen sich die Protestierenden heftig wehrten. Vom Geschehen in Gedanken versetzt, erinnerte sich Rosa an einen lange vergangenen Tag, einen Tag, der auch mit einer Fahrt in der Strassenbahn begonnen hatte.

Rosa stürzte aus der Strassenbahn heraus. Die Sommersonne schien so hell, dass sie einen Moment lang nichts sehen konnte. „Passen Sie doch auf!“, schrie ein aufgebrachter Passant. Sie hörte ihn kaum, da sie bereits weitergeeilt war. Die Bahn war auf der Strecke aufgehalten worden, sodass sie jetzt für den Unterricht zu spät kam. Als polnische Jüdin durfte sie sich am Warschauer Frauengymnasium keinen Fehltritt erlauben, denn die Schule nahm jemanden wie sie nur in Ausnahmefällen auf. Nach mehr als zwei Jahren war ihre Anwesenheit jedoch keine Besonderheit mehr. Im Laufschritt betrat sie das düstere Gebäude und nach einer kurzen Begrüssung begann der Alltag in der Schule, der sich schleppend hinzog.

Als sie nach Schulschluss auf die Strasse trat, schallte ihr eine laute Stimme vom gegenüberliegenden Bürgersteig entgegen. Ein dürrer Sprecher stand auf einem kleinen Kasten und hielt den Arbeitern von der nahegelegenen Eisenfabrik eine Rede. Gebannt hörten die mit Öl und Schmutz verdreckten Arbeiter seiner Stimme zu. Als sie sich der Menge auf einige Schrittlängen näherte, konnte Rosa die Worte des Redners verstehen. Er erzählte von Kapitalistenschweinen, von Fabriken und der Revolution. Die Arbeiter waren begeistert und redeten mit gesenkten Stimmen untereinander. Fasziniert beobachtete Rosa die Dynamik. Nachdem der Sprecher fertig war, löste sich die Menge in kleinere Gruppen auf. Schlängelnd bewegte sich Rosa zwischen den schwatzenden Arbeitern hindurch in Richtung des Sprechers. „Sind Sie an den Schriften interessiert?“ fragte sie der Mann, der dabei war, von seiner Rednerposition herabzusteigen. „Kommen Sie uns doch mal im Proletariat besuchen, dort lesen und besprechen wir jeden Donnerstagabend die Bücher von Marx.“ Von der Partei „Das Proletariat“ hatte Rosa schon gehört. Regelmässig waren in ihrem Quartier Flugblätter zu finden, auf denen die Errungenschaften des Sozialismus angepriesen wurden. Doch waren die Unterstützer der Partei nur wenige und nur in speziellen Kreisen anzutreffen. Der Gedanke, an einem Treffen dieser Gruppe teilzunehmen, reizte sie daher. Sie erkundete sich nach der Adresse der Versammlungen, worauf ihr eine Strasse in einem heruntergekommenen Viertel genannt wurde. Der Redner verabschiedete sich darauf mit einem knappen Gruss und einer wiederholten Aufforderung, am Abend vorbeizuschauen.

Das Quartier, wo das Treffen stattfand, war düster und bedrückend. Gebückte Gestalten schlichen sich durch die dunklen Gassen und über die verdreckten Gehwege. An der Adresse schien Licht aus dem Keller eines Wohnhauses und es waren Stimmen zu hören. Als Rosa begann, in den Keller hinabzusteigen, liess das Knarzen der Treppenstufen die Stimmen verstummen. Ein Mann streckte den Kopf aus der Tür und setzte eine besorgte Miene auf. Als er erkannte, dass keine Gefahr herrschte, gab er den Anwesenden Entwarnung: „Sieht ganz so aus, dass wir eine neue Kameradin haben“, liess er in den Raum hinter sich ertönen.

Der Raum war tief und mit Stuhlkreisen in verschiedene Gruppen unterteilt worden. Es waren einige Dutzend Männer anwesend, und Rosa meinte, einige der Arbeiter von der Eisenfabrik wiederzuerkennen. Der Redner von der Fabrik erkannte Rosa wieder und gab ihr eine kurze Einführung: Die Parteileitung sei heute nicht anwesend, aber es waren vor wenigen Tagen neue Drucke von marxistischen Texten angekommen. Eine Gruppe sass begeistert über die Texte gebeugt und beriet sich über ihre Bedeutung. Ein Herr nahm neben Rosa Platz und hielt ihr ein Buch

hin. „Das kommunistische Manifest“ so lautete die Überschrift, die grosse auf der Titelseite prangte.

Als die Trambahn in Berlin den Platz mit den Demonstranten wieder verliess, war Rosa wieder aus ihren Erinnerungen aufgetaucht. Der Tag, an dem sie erstmals mit den Gedanken von Marx in Kontakt gekommen war, lag jetzt bereits fast drei Jahrzehnte zurück. Dennoch konnte sie sich daran erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Der verrauchte Geruch des Kellers, das schummrige Licht und die gedämpften Stimmen waren ihr auch nach solch langer Zeit noch ins Gedächtnis eingebrannt. Elektrisierend fand sie die Ideen, mit denen sie bei den abendlichen Treffen konfrontiert wurde. Oft nahm sie die Bücher mit nach Hause, um dort die Theorien weiter zu studieren. Der Kontrolleur zog jetzt seine Runde durch die Bahn und überprüfte die Fahrkarten der Gäste. Als die Bahn wieder anfuhr, versank Rosa wieder in Erinnerungen an ihre Zeit in Warschau.

Die Besuche im Proletariat wurden ihr dann bald zum Verhängnis. Rosa konnte sich an die Wirren während der Auflösung des ersten Proletariates erinnern, bei denen mehrere der führenden Mitglieder verhaftet und schliesslich exekutiert wurden. Rosas Interesse am Marxismus konnte dadurch aber nicht gemindert werden, weshalb sie sich in der Untergrundgruppe „Zweites Proletariat“ weiter engagierte. Die Treffen wurden geheimer, da sich alle Gruppenmitglieder vor den Bestrafungen der Polizei fürchteten. Rosa erinnerte sich nur ungern an diese Zeit, in der sie und ihre Kameraden unter ständiger Verfolgungsangst litten. So kam es dann einige Jahre später auch schliesslich zum verhängnisvollen Abend vom 19ten Dezember 1888, jenem Abend, an dem sie aus Warschau fliehen würde.

Schon seit Wochen hatten die Verhaftungen unter den Mitgliedern des Zweiten Proletariats und unter ihm freundlich Gesinnten zugenommen. Die Treffen wurden sporadischer und kürzer, und einige der Mitglieder litten unter einem regelrechten Verfolgungswahn. Rosa war wie ihre Parteifreunde besorgt und hatte von den Geschichten über die Zarenpolizei gehört. Als sie also von einem Bekannten darauf hingewiesen wurde, dass die hiesige Polizeistelle aufgefordert worden war, der „Sozialistensache“ endgültig ein Ende zu bereiten, wurden ihre Befürchtungen Realität. Im Verlauf des Tages packte sie einen Reisekoffer mit ihren wichtigsten Habseligkeiten. Sie verabschiedete sich von ihren Eltern und machte sich auf den Weg zu einem Sozialisten, der ihr im Falle von Schwierigkeiten Hilfe angeboten hatte. Der Adresse folgend, kam sie an einem grossen Wirtshaus in einem Warschauer Aussenbezirk an. Auf der

Strecke hatte sie mehreren Patrouillen der Zarenpolizei ausweichen müssen, die ihr Schwierigkeiten hätten bereiten können. In einer dämmrigen Ecke entdeckte sie nun einen Stalljungen, der im Schatten verborgen auf etwas zu warten schien. Als sie in den hellen Schein einer Strassenlampe trat, schaute er auf und machte einen Schritt ins Licht. „Wir haben auf Sie gewartet, Frau Luxemburg", murmelte er im Vorbeigehen, „folgen Sie mir." Er führte sie auf die von der Strasse abgewandte Seite des Wirtshauses, wo sie einen kleinen Stall erkennen konnte, der sich windschief an die Hauswand lehnte. Der Stalljunge öffnete die Tür und zündete eine Öllampe an, welche flackernd die Umgebung ausleuchtete. Er wies Rosa an, auf einem Hocker zu warten, während er seinen Meister im Wirtshaus von ihrer Ankunft Bescheid gebe. Sie setzte sich hin und beobachte das Leben im Stall. Einige Pferde waren in Boxen gehalten, und ein alter Karren war an der Rückwand parkiert. Schwere Schritte näherten sich nun aus der Richtung des Wirthauses, und der Sozialist erschien im Stall. Er war ein bärtiger Mann, der sich gebückt bewegte. Ohne Rosa zu begrüssen, schob er die schweren Stalltüren weit auf und trat zum Karren. Der Stalljunge eilte ihm nach und begann zwei Pferde einzuspannen. „Wir nehmen diesen Wagen, um aus der Stadt zu fahren. Ich mache diese Tour ungefähr einmal die Woche, um in einem Dorf ausserhalb der Stadt Holz zu holen. Es ist wieder einmal Zeit, daher werden die Wachen mich nicht verdächtigen. Verstecken Sie sich unter diesem Stoff, wenn wir in die Nähe der Tore kommen", erklärte der Sozialist seinen Plan. Mit dem Schnaufen der Pferde setzte sich der Karren ruckelnd in Bewegung. Die Fahrt ging in Richtung der Hauptstrasse, die aus Warschau herausführte. Als sie in die Nähe der Wachen am Tor kamen, versteckte sich Rosa wie abgesprochen unter der grossen Stoffplane. Die Wachen riefen dem bärtigen Karrenführer einen Gruss zu, als sie sein Gesicht erkannten. Ohne anzuhalten, fuhren sie aus jener Stadt heraus, in der sie beinahe ihre gesamte Kindheit und Jugend verbrachte hatte.

Das Berliner Tram, in dem Rosa immer noch durch die deutsche Hauptstadt fuhr, bot einen weit höheren Komfort als der Karren des Parteifreundes. Die folgende Nacht hatte sie in einem kleinen Dorf verbracht, worauf sie mit einem Bauern hatte mitfahren können, der in eine nahegelegene Stadt mit Bahnhof unterwegs war. Die Weiterreise plante sie mit einem der Mitgründer des Zweiten Proletariats. Schlussendlich konnte sie über mehrere Stationen nach Zürich reisen, wo sie an der Universität Zürich studieren würde. Rosa hatte ihren Schulabschluss knapp vor ihrer Flucht aus Warschau erlangt. Leicht verärgert erinnerte sie sich wieder daran, wie man ihr die Auszeichnung für die Höchstnote verweigert hatte, aufgrund von „oppositioneller Haltung gegenüber den Behörden". Der

Rektor hatte sie schon im Voraus gewarnt, dass dies der Fall sein würde, wenn sie weiterhin bei den Sozialisten partizipieren würde. Immer hatte sie ihre Ansichten und Überzeugungen ohne Scheu kundgetan, wodurch ihre Teilnahme am Proletariat auch in der Schule schnell bekannt geworden war.

Die Tram wurde langsamer und hielt schliesslich an der Chausseestrasse. Beim Aussteigen wurde Rosa wieder unfreundlich vom Berliner Winterwetter begrüsst. Ein eisiger Wind wehte die breite Strasse entlang, in der ein einsames Automobil unterwegs war. Die Wohnung von Karl Liebknecht war in einem mehrstöckigen Gebäude mit kleinen Fenstern untergebracht, sodass Rosa einige Stockwerke weit die Treppen erklimmen musste, bis sie ankam. Lächelnd öffnete ihr Liebknecht die Tür und fragte: „Wie war die Fahrt?“

Nachwort

Jürg Berthold

Im Dezember '20, nach einem anstrengenden Corona-Jahr und mitten in der Ungewissheit, wie es weitergehen würde, haben wir an der Kantonsschule Uetikon allen Schülerinnen und Schülern, aber auch allen, die hier arbeiten, ein Buch geschenkt. Wir haben uns für Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit" entschieden, den Klassiker aus dem Jahr 1927. Zum einen aus praktischen Gründen. Es ist ein All-Age-Book, wie man heute sagt, und erschliesst sich sowohl als Ganzes als auch bei der Lektüre einzelner Kapitel. Zum andern, weil es zwischen dokumentarischem Anspruch und literarischer Gestaltung versucht, zentrale Momente im Leben von Menschen, die etwas bewirkt haben, einzufangen. Sternstunden eben, in denen sich über das individuelle Schicksal hinaus etwas Menschlich-Allgemeines zeigt.

Mit den Schülerinnen und Schülern der Klasse 5b habe ich nach den Sportferien über ihre Lektüreeindrücke gesprochen – über die Gesamtanlage und über einzelne Erzählungen. Aufgefallen war uns, dass die Zusammenstellung der 14 Personen keine einzige Frau enthält. Ganz zu schweigen von anderen Kriterien, die heute eine Auswahl leiten würden, die den Anspruch hätte, für die Menschheit zu sprechen. Daraus entstand ein Unterrichtsprojekt, das jetzt als Büchlein vorliegt. Die 21 Erzählungen stellen je eine Frau ins Zentrum, die sich die Schülerinnen und Schüler ausgewählt hatten. Da ist die grosse Politik vertreten – von Kleopatra über Katharina die Grosse und Rosa Luxemburg bis zu Eva Peron oder Margret Thatcher. Da gibt es Wissenschaftlerinnen von Ada Lovelace, der Computerpionierin, bis zur Mathematikerin Mirzakhani, die als erste Frau die *Fields-Medal* bekam. Es gibt künstlerisch tätige Frauen von Astrid Lindgren bis Zaha Hadid und politisch engagierte Frauen wie Rosa Parks oder Rosa Luxemburg. Coco Chanel steht neben Anne Frank, die Jungfrau von Orléan neben Ching Shih, einer chinesischen Piratin, die um 1800 mit einer Riesenflotte und mehr als 70'000 Seeleuten die asiatischen Meere kontrollierte.

Es bleibt ein Geheimnis, was die einzelnen Schülerinnen und Schüler bewog, „ihre" Person auszuwählen. Sicher, es gibt Anlässe: ein Buch, das man gelesen hat, eine Ausstellung, die man gesehen hat, ein Film, der einen geprägt hat. Am Ende bleibt es aber rätselhaft, was die

Faszination so stark werden liess, dass man sich am Ende für die Person entschied. Es ist ein bisschen wie in der Liebe. Auch da kann man nicht genau begründen, woher die magische Anziehung zu einem bestimmten Menschen rührt.

Aufgabe war es, sich in Leben und Werk der ausgewählten Person zu vertiefen, einen bestimmten Moment zu fokussieren und von diesem her ein möglichst dichtes und stimmiges Bild zu zeichnen. Entstanden sind atmosphärisch dichte Erzählungen, die das Leben einer Frau zeichnen. Auf unterschiedliche Art und Weise werden die Personen lebendig. Wo es gelungen ist, einen entscheidenden Moment ins Zentrum zu rücken, erschliesst sich wie in einem Brennglas das Entscheidende.

Deutlich wird, wenn man von dieser Sammlung aus einen Blick zurück auf Zweigs „Sternstunden der Menschheit" wirft, wie stark diese von ihrer Zeit und der Vorstellung „Grosser Männer" bestimmt ist. Es bleibt zu hoffen, dass die eine oder andere Begegnung den Schülerinnen und Schülern Mut machte, ihren eigenen Weg zu gehen. Vielleicht reifte in der Auseinandersetzung auch die Vermutung, dass wir wie Stefan Zweig ebenfalls in den Voraussetzungen unserer Zeit gefangen sind und dass es heilsam sein könnte, unsere Gegenwart mit den Augen unserer Kindeskinder zu sehen.

Jürg Berthold,
Deutschlehrer und Schulleitungsmitglied

Uetikon am See, im Juli 2021